

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

## Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

### Betrachtung des hinkenden Boten über die Hirngespinnste unserer Zeit.

Unsere Zeit, nebst vielen andern Gebrechen, laborirt an zwei Hauptkrankheiten: der Widerwille gegen jeden Höhergestellten, gegen jede obrigkeitliche Gewalt, woraus erfolgt daß Niemand gehorchen will, doch Jedermann befehlen möchte; und der Neid des Minderbegüterten gegen den Reichern. Würden diese zwei Krankheiten geheilt, so verschwände von selbst manches andere Uebel.

Sobald es bei einem Volke, durch Aufhebung der Zeitschriften und dem Geschrei der Parteien, so weit gekommen ist, daß es keine Ehrfurcht mehr hegt für die konstituirte Gewalt, so ist es zeitig zum Aufruhr, und bereit Barrikaden aufzuwerfen. Wenn auch eine starke und wachsame Polizei den Ausbruch verhütet, so ist's schon genug daß die Luft mit den elektrischen Dünsten geschwängert sey, woraus die Volksstürme entstehen, um ein banges Erwarten über die Gesellschaft zu verbreiten; dann kann nimmer ein gutes Zutrauen sich einstellen, der Handel stockt, und der unbehagliche Zustand greift um sich.

Gesetzt nun, daß diese heimliche Neigung zur Meuterei durch irgend einen Vorwand gesteigert werde, und die öffentliche Gewalt in ihrer Wachsamkeit ein wenig nachlasse, so bricht ein neuer Barrikadenkampf aus, wo endlich der Sieg sich für die Unruhbestifter erklären kann. Was wird dann geschehen? Diese Männer, die stets über Unterdrückung geklagt haben, werden die brutalsten Unterdrücker; sie, die unaufhörlich über die Last der Steuern geschrien, werden, so wie sie Meister sind, die ärgsten Gelderpresser, durch noch drückendere Steuern, durch Zwangsanleihen und Requisitionen aller Gattung. Hat man dergleichen nicht erlebt in Frankreich, im dreiundneunziger Jahre, und, darf ich's sagen, auch zum Theil im achtundvierziger, jüngst aber in der Pfalz und im badischen Lande? So geht es, und so muß es gehen, da wo alle Bande gelöst sind, welche die menschliche Gesellschaft zusammen halten. Ist so etwas wünschenswerth?

Untersuchen wir nun die andere Hauptkrankheit, die da heißt: Neid des Armen gegen den Reichern, Communismus, das Bestreben nach gleicher Gütervertheilung.

Der ungleiche Bestand des Vermögens ist so alt

als die Welt, er ist eine Schickung Gottes, und reicht hinauf bis zur Vertreibung Adams aus dem irdischen Paradiese, als der Schöpfer die Erde verfluchte, und über das Menschengeschlecht das Urtheil aussprach: „Mit vieler Arbeit sollst du essen von ihr alle Tage deines Lebens.“

Ob jedes zusammengehäuete Vermögen ehrlich und redlich erworben sey, haben wir nicht zu untersuchen, können es auch nicht erforschen; das wissen wir aber, dort oben ist ein Allwissender: dieß sey uns genug, und Niemand als Ihm gebührt das Recht der Vergeltung.

Wie erwirbt man Reichthum auf redliche Weise?

Diese haben ihr Vermögen von fleißigen Eltern oder andern Verwandten ererbt, und der Besitz reicht manchemal hinauf bis in's dritte, sechste Glied, oder noch weiter. Habet Ihr das Recht es ihnen zu nehmen?

Andere haben es durch Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit sauer erworben. Habet Ihr das Recht es ihnen zu nehmen?

Warum ist Dieser und Jener arm?

Dieser hatte das Unglück, von armen Eltern geboren zu werden, und es fehlt ihm an Geistesanlagen und an Gelegenheit sich Vermögen zu verschaffen. Er hat aber gesunde Arme, kann arbeiten, sey es auch nur als Tagelöhner, und will er arbeiten, so wird ihm das liebe Brod nie fehlen; auch er kann zufrieden leben, wenn er sich in seine Lage zu schicken weiß, und bedenkt: „Dort oben ist der Bergelter. Hab' ich's sauer auf dieser Welt, desto größerer Lohn erwartet mich jenseits.“ Dieß ist die christliche Philosophie, die einzig wahre, die einzig wirksame: was die Weltweisheit der Menschen darüber erfinden mag, ist Hirngespinnst, ist unausführbare Utopie.

Ein Anderer hat Vermögen gehabt, hätte es noch vermehren können; er hat es aber nicht zu Rathe gehalten, hat es verschlemmt, und daß er jetzt arm geworden, ist seine eigene Schuld. Würde ihm heute durch ein Ungefähr, durch Erbschaft zum Beispiel, neues Vermögen zufließen, in kurzer Zeit wäre es wieder verschwendet. Diesem ist halt nicht zu helfen.

Für ganz Hülflose, die Alters oder Krankheits halber ihr Brod nicht mehr verdienen können, haben unsere christlichen Voreltern Zufluchtshäuser gestiftet; reichen diese nicht aus, so nimmt

christliche Milothätigkeit wirksamer sich ihrer an, als philanthropische Projekte es thun können, die wir jedoch nicht verwerfen wollen.

Was aus einer Güter-Vertheilung erfolgen würde, hat der hinkende Bote schon in einem frühern Kalender gesagt. Er will hier nur ein Bild entwerfen, wie es wäre wenn allenthalben Gleichheit des Vermögens bestände, wo also Niemand etwas Uebrigés hätte.

In dieser Voraussetzung würde es mit dem Handel und den Künsten schlimm aussehen; ein Jeder wäre auf sich selber beschränkt, auf die Anschaffung des Unentbehrlichsten; auf jene Luxus-bequemlichkeiten, welche das Leben verschönern, müste man verzichten. Also müßten diejenigen, die der Verfertigung solcher Gegenstände ihren Wohlstand verdanken, die Goldarbeiter, die Tapetirer, die Maler, die Bildhauer und eine Menge anderer Handwerker, ihre Gewerbe einstellen. Wer weiß ob es nicht dazu käme, daß Jeder selbst seine Schuhe und seine Kleider verfertigen müste. An das Erbauen schöner Häuser, bequemer Wohnungen wäre nicht zu denken, wir müßten unter Hütten wohnen: man brauchte keine Architekten mehr, und die Maurer hätten blutwenig zu schaffen. Sein Gut vergrößern, wie könnte man dieß? Niemand würde sich als Tagelöhner verdienen, um es bebauen zu helfen.

Ich kann einen allenthalben und durchaus gleichen Stand des Vermögens nicht besser vergleichen, als mit einer ungeheuern Ebene ohne Berge und Thäler, wo es keine Flüsse gäbe, weil es an den großen Behältern fehlt woraus sie entstehen, und an den Abhängen worüber sie abfließen: eine solche unbewässerte Ebene wäre eine unfruchtbare Wüste, wie der Sahara. Die Schätze der Reichen sind die Berge wo die Gelder aufbewahrt liegen, welche durch die Ausgaben des Luxus abfließen, und in ihrem Laufe den Handel und die Künste beleben. Je größer diese Berge sind, desto stärker ist der Geldfluß. Ohne einen solchen Stand der Dinge, wäre die menschliche Gesellschaft wie versteinert, wie ein Körper ohne Blutumlauf; wir müßten leben wie die Wilden, zu denen noch keine Civilisation gelangt ist. — Saget, ist ein solches Leben wünschenswerth?

Da höre ich den armen Hansmichel, der mir sagt: Hinkender Bote, ich gestehe es zu, daß es Arme und Reiche geben muß; ich möchte aber auch einmal ein Reicher seyn, und zusehen wie Ihr Reichen euch in die Armuth schicken thätet. — Darauf antworte ich: Der Reichthum ist Jedermann zugänglich, wie der Marschallsstab jedem Soldaten; man hat dergleichen durch ein glückliches Zutreffen günstiger Umstände entstehen

gesehen, wie auch Reiche, die ohne ihre Schuld durch Unglücksfälle verarmt sind. Wohlán, Hansmichel, trachtet durch Fleiß und Sparsamkeit Euch einigen Wohlstand zu verschaffen, das ist Euch nicht verwehrt. Vom Wohlstand zum Reichthum ist's dann nicht mehr so weit.

Zum Beweise will ich Euch folgende wahre Geschichte erzählen:

Einer der reichsten Bankier von Paris, Herr Andreas Z... heirathete im Jahr 1845 die einzige Tochter eines Marquis, Párs von Frankreich und ehemaligen Gesandten. Die Vermählung wurde mit vieler Pracht in der Kapelle des Luxemburg, Palast's der Párie, eingeseget, von wo man sich in das prachtvolle Hotel des Bankiers begab, um an den Festlichkeiten Theil zu nehmen.

Am Morgen des Vermählungstages erwarteten die Kutschen des Herrn A. Z... im Hofe ihren Herrn, und er selber wartete auf seine Zeugen in einem von oben bis unten vergoldeten Saale, als ein Kammerdiener meldete: „Die Schneider des Herrn.“

Zehn Schneider traten ein, deren jeder einen großen Pack unter dem Arme trug, und heimlich über den sonderbaren Auftrag lachte.

Diese zehn Schneider überbrachten fünfzig Kleidungen für savoyer Kaminfegers-Jungen, von verschiedener Größe für verschiedene Alter, vom zehnjährigen bis zum vierzehnjährigen Knaben, und legten dieselben auf die reichen Armsessel des Saals. Herr Z... durchmusterte als Kenner diese Unterleibeln, Kamisole und Hosen von grobem Wollenzeug, ward damit zufrieden, und beschenkte mit zwei tausend Franken diese Schneider, die darüber ganz verwundert abzogen.

Diesen Schneidern folgten die Mützenmacher mit fünfzig wollenen Mützen, dann die Hemdenmacher mit fünfzig Hemden, die Holzschuhmacher mit fünfzig Paar Holzschuhen, endlich die Lautenmacher mit fünfzig neuen Leiern. Alle, reichlich bezahlt, traten wieder ab, von Staunen ergriffen, denn sie konnten sich nicht erklären was für ein Schwank oder eine Wette dahinter stecke.

Nun ließ Herr Z... alle seine Comptordienere rufen, und richtete folgende Worte an sie:

— Ihr habet alle Stadtviertel von Paris zu durchwandern. Ladet alle Kaminfegersbuben ein die Ihr antreffen werdet, bei mir zu Mittag zu speisen. Ihr versprechet einem jedem der annimmt einen Louisd'or. Habet Ihr fünfzig beisammen, so führet sie hierher. In meinem Badesaal findet Ihr alles bereit was nöthig ist, um sie vom Kopf bis zu den Füßen sauber zu waschen... Ist dieß geschehen, so lasset Ihr sie diese Kleider anziehen,

einen jeden nach seiner Leibesgröße; dann wird für sie in diesem Saale die Tafel gedeckt, während unsere übrigen Gäste im Nebensaale speisen.

Die Comptordienner, ganz verdutzt, ließen sich den Befehl wiederholen, weil sie ihren Ohren nicht trauten, giengen dann fort einen Auftrag auszuführen, der ihnen nicht einleuchten wollte.

Es war einer der herbsten Wintermorgen. Auf Schnee war Eis gefolgt. Das trübe Sonnenlicht beleuchtete das Glatteis ohne es zu schmelzen. Es war ein Wetter um alle Kamine in Brand zu stecken; kurz ein wahres Kaminfeuerwetter. Drum hatten auch die Diener des Bankiers keine Mühe unsere Savoyarden aufzutreiben. Die einen sangen auf den Straßen ihre Kaminfeuerslieder; andere auf den Dächern, wieder andere segten den Schnee in Haufen, jeden Vorübergehenden mit den Worten anschreiend: „Einen kleinen Su, mein Obrist, mein General, mein Prinz,“ und nicht aufhörend bis der Su gereicht wird, denn Niemand kennt die Kraft der Zudringlichkeit besser als der Savoyerjunge.

Ihr könnt euch vorstellen, welcher Zuchts bei diesen Buben entstand, als man ihnen, anstatt eines Su, einen Louisd'or anbot, unter der bloßen Bedingung Theil an einem Hochzeitsmahle zu nehmen. Diese gute Nachricht verbreitete sich von Kamin zu Kamin wie eine telegraphische Depesche; in weniger als zwei Stunden war weit und breit faum ein Savoyard mehr auf den Straßen anzutreffen.

Da die Sendboten des Bankiers nur über die Auswahl verlegen seyn konnten, so wählten sie dreißt die rustigsten, die zerkumpftesten, und machten mit ihnen ihren Einzug in das glänzende Hotel. Groß war also der Abstich dieses Zuges mit dem so eben aus dem Luxemburg zurückkehrenden Zuge der Gallawagen: auf einer Seite die gold- und silberbordirten Livreen, die seidnen und sammetnen Kleider, die Spitzen und Juwelen, die elegantesten Herren, die schönsten Damen von Paris; auf der andern, Gesichter mit Rauch und Ruß geschwärzt, struppige Haare, Lumpen, die kaum die Blöße bedeckten.

Während die glänzenden Hochzeitsgäste ihre Augen abwendeten und sich befragten, was dieß bedeute, warf Herr J... einen langen melancholischen Blick auf die Savoyer, und schien sich innerlich zu sagen: Wo ist das Glück, hier oder dort? — Doch, ein Blick auf seine junge hübsche Gemahlin neben ihm flüsterte ihm die Antwort zu: Es ist hier.

Und er führte sie wie eine Königin in seinen Palast ein, nebenbei durch einen Wink seinen Dienern die Pflege der Kaminfeuer anempfehlend.

Eine Stunde später sah man ein Dächlein, schwarz wie Tinte, durch den Hof rinnen. Es war die Seifenbrühe der fünfzig Savoyer, die so eben aus dem Bade stiegen, ganz ungestoßelt, und um so weißer, um so rothbäckiger, als sie so zu sagen eine neue Haut angezogen hatten, die seit langem zum ersten Male sich wieder der Luft und dem Licht aussetzte. Aus den fünfzig Teufelchen waren fünfzig Cherubinen geworden.

Darüber war die Stunde des Gastmahls angerückt. Tausend Kerzen, an Gold und an den Spiegeln widerscheinend beleuchteten die Säle des Hotels. Nachdem die Gesellschaft die reichverzierten Wohnzimmer der neuen Eheleute durchwandert hatte, betrat sie den Speisesaal, wo ein köstliches Mahl aufgetragen war; die Gäste reiheten sich um die Tafel her, und hatten die Kaminfeuerungen völlig aus der Erinnerung verloren.

Plötzlich öffneten sich die Flügelthüren des Nebensaals, eben so schön beleuchtet wie jener, gleichfalls mit einer üppigen Tafel besetzt, und, wie jener, mit frohen Gästen angefüllt... Dieß gleich der Wirkung eines Zaubersabls.

Beim Anblick dieser doppelten Hochzeit entfuhr Allen ein Schrei des Staunens, ausgenommen Herrn Andreas J... und seiner Gemahlin, die ein Lächeln des Einverständnisses miteinander wechselten. Bald mußte man aber seinen Augen und besonders seinen Ohren trauen, und die hässlichen Savoyer von vorhin in die niedlichsten Knaben verwandelt erkennen, die alle neugekleidet, mit neuen Hüthen, neuen Holzschuhen, beim Klang ihrer neuen Leiern und ihrer Nationallieder tanzten und hüpfen und sich anschickten auf Silber zu essen und aus Kristall zu trinken.

Man glaubte sich in die Thäler Savoyens versetzt, und eine alte Sage der Dichter verwirklicht. Nur fehlten die rauchenden Hütten und die schneegekrönten Berge... Herr J... drückte die Hand seiner Frau mit der rechten, mit der linken wischte er sich die rinnende Thräne ab.

— Meine Freunde, sagte er seinen reichen Gästen, verzeihen Sie mir diesen Einfall. Da ich heute der glücklichste Mensch bin, wollte ich die Unglücklichsten an meinem Glücke Theil nehmen lassen.

Diese edle Erklärung erhielt allgemeinen Beifall; man ahnete aber daß noch etwas anderes dahinter stecke, und in der Erwartung des Ausganges dieser Scene, ließen es sich die Gäste, die großen wie die kleinen, trefflich schmecken. Die Kleinen besonders entschädigten sich in einer Stunde für alle Fasttage, die sie in ihrem kurzen Leben so oft erlitten hatten. Die schmachhaftesten Gerichte, die Lecker Speisen, die Confecte, die fein-

sten Weine fanden rüstige Mäuler. Jedoch, unter Obacht kluger Diener, mißbrauchte keiner der Savoyer den dargebotenen Ueberfluß, und alle blieben so ziemlich bei Verstand. Da erhob sich Herr Z... und großes Stillschweigen entstand.

— Wohlan, meine Kinder, befragte er die Kaminfegerjungen, habe ich meinen Zweck erreicht, seyd Ihr glücklich?

Die Knaben antworteten mit Stampfen und Jubelgeschrei, das keiner Erklärung bedurfte.

Einer der Größten rief aus: Wir haben uns belustigt für unser ganzes übriges Leben.

— Nicht für euer ganzes Leben! fiel der Bankier ein, denn Ihr konnet auch glücklich werden durch Euch selbst, und wieder Andere beglücken, wenn das Glück im Reichthum besteht. Ich will es Euch beweisen mit einer Geschichte, worin Ihr sehen werdet, wie die Kaminfeger Millionäre werden.

Bei diesem elektrischen Worte spitzten sich hundert Ohren, wie die der Kavaleriepferde beim Schall der Trompete.

— Ja, meine Freunde, fuhr Herr Z... fort, es hängt nur von Euch ab, auch ein so schönes Hotel, so vergoldete Säle, so prächtige Equipagen zu besitzen, und jeden Tag zu speisen wie Ihr heute gespeiset. Ich habe einen Savoyerjungen gekannt, elender noch als Ihr alle. — Vernehmet seine Geschichte. Diese Lektion wiegt wohl einen Galaschmaus auf.

Er war ein Kaminfeger eueres Alters. Man nannte ihn Heerd- und- Dachlos, weil er keinen Vater, keine Mutter, kein Obdach mehr hatte. Die Leute seines Dorfes gaben ihm ein Kratzeisen, ein Knieleder, einen Käfig mit einem Sperber, einen Laib Brod unter den Arm und einen Stock in die Hand. Dann zeigten sie ihm die Richtung nach Frankreich, und sagten: „Geh, in Gottes Namen.“ Heerd- und- Dachlos zog ziemlich vergnügt fort, er verlor den heimathlichen Kirchturm aus dem Gesichte, gieng sparsam mit seinem Brod um, das er mit seinem Vogel theilte, war jedoch damit bald zu Ende. Er fristete von Dorf zu Dorf sein Leben fort, sang hier für einen Su, tanzte dort für zwei, setzte ein Kamin für eine Portion Suppe, schlief im Kübstall, oder unter freiem Himmel. So hatte er schon über hundert Stunden zurückgelegt, als er in einem großen Walde vom Schnee überfallen wurde. Er marschirte, marschirte so lange ihn die Füße tragen wollten, konnte aber keine Wohnung erreichen. Der Schnee häufte sich an vor seinen Schritten; Hunger gesellte sich zu der Müdigkeit, denn er hatte seit drei Tagen nichts gegessen als einige Wurzeln. Kurz, er glaubte sich von Gott ver-

lassen. Er stellte seinen Käfig auf den Boden, ließ sich am Fuße eines Baumes nieder sinken, steckte die verfrornen Hände in den Busen, und wurde ohnmächtig vor Entkräftung. (Siehe nachstehende Vorstellung.) Es war um Heerd- und- Dachlos geschehen. Es schneite noch immer, und er war an dem, vom Schnee zugedeckt zu werden, als ihn ein heftiger Schmerz aufweckte — es war sein Sperber, der ihn am Ohre biß. Er glaubt, sein Vogel wolle ihn fressen, und dieser Schreck schüttelt ihn in's Leben; wie groß aber ist sein Staunen als er am Schnabel des Sperbers ein gebratenes Hasenviertel sieht. Der vom Hunger getriebene Vogel hatte die Käfigthüre aufgestoßen, und diesen Imbiß der Mahlzeit einiger Köhler wegstipst. Ihr konnet Euch vorstellen, wie Kind und Vogel sich an diesem Bissen labten. Heerd- und- Dachlos sah daß man nie an der Vorsehung Gottes verzweifeln soll; auf seine Kniee hingesunken dankte er aus Herzensgrund, schwor sich selber helfen zu wollen, wie Gott ihm geholfen hatte, und mit anhaltender Geduld nach allem zu streben. Er machte sich wieder auf, und erreichte endlich eine nahe Stadt, wo er so fleißig arbeitete, daß er sich eine Leier anschaffen konnte. Mit dieser Leier gewann er eine Montirung, und zog fröhlich nach Lyon. Dort fand er einen Meister, der ihn nicht zu sehr schindete. Er sparte sich zwanzig Franken zusammen, mit denen er lesen, schreiben und rechnen lernte. Einst als er bei einem Herrn das Kamin zu reinigen sich anschickte, hörte er einen Knaben von sechzehn Jahren jammern und weinen, weil er eine große Rechnung, die ihm sein Vater aufgegeben hatte, nicht zuwege bringen konnte. Der Kaminfeger legt Besen und Kratzeisen nieder, macht sich an die Rechnung und in fünf Minuten ist er damit fertig, steigt in's Kamin und verrichtet sein Geschäft. Als er wieder herabkommt, war der Vater da, der alles beobachtet hatte. Dieser mustert ihn von Kopf bis zu den Füßen, und fragt ihn: „Was verdienst Du monatlich? — Zehn bis dreißig Franken, den Ertrag der Leier nicht mitgerechnet. — Wohlan, Du sollst hundert Franken gewinnen, wenn Du bei mir arbeiten willst.“

Den andern Tag hatte Heerd- und- Dachlos ein hübsches Kleid und ein nettes Zimmer. Er trat als Comptorschreiber bei diesem Herrn ein, der ein großer Maschinenfabrikant war. Als er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, wurde seine Besoldung verdoppelt. Bald gelang es ihm, große Verbesserungen an einer von seinem Herrn erfundenen Maschine anzubringen, und dieser schenkte ihm das darauf erhaltene Erfindungspatent, welches ihm fünfzig tausend Franken eintrug. Nach dem



Der künftige Millionär.

Le  
 in  
 sen  
 be  
 den  
 all  
 De  
 Er  
 erg  
 Fe  
 ein  
 wu  
 Fr  
 gie  
 sen  
 leg  
 Be  
 zu  
 Ge  
 lof  
 er  
 er  
 fig  
 we  
 un  
 un  
 Gi  
 ten  
 rie  
 me  
 un  
 bei  
 Ma  
 nie  
 un  
 S  
 sti

zu  
 di  
 B  
 ein  
 ge  
 jä

Lode des Fabrikanten, trat er mit seinem Sohne in Gesellschaft, und beide erwarben hundert tausend Thaler. Nicht wahr, meine Freunde, Ihr beneidet schon den Kaminfeger? Wißt aber, daß der Bankrott eines Mitbruders ihn wieder um alles brachte, und ihn neuerdings zum Heerd- und Dachlosen machte. Was hat er hierauf begonnen? Er kehrte wieder zur Quelle seines Wohlstands, ergriff, ohne zu erröthen, den Hammer und die Feile, wurde ein fleißiger Maschinenarbeiter und ein so geschickter, daß er auch wieder Meister wurde, und anstatt fünfmal hundert tausend Franken eine Million gewann. Mit dieser Summe gieng er nach Paris, taufchte das Maschinenwesen gegen das Finanzwesen um. Er hatte überlegt, daß so viele Maschinen viele Arbeiter um's Brod bringen, und hatte geschworen, keine mehr zu verfertigen, eingedenk seines frühern Standes. Gott hat ihn für diesen ehrenvollen Scrupel belohnt. Heute hat er seine Million verzehnfacht, er ist einer der ersten Wechselherren von Paris; er hat aber dabei seine Abkunft und die Hülfslosigkeit seiner Kindheit nicht vergessen; zum Beweise hat er Euch zu seiner Hochzeit eingeladen, um Euch diese Geschichte zu erzählen; denn Heerd- und Dachlos heißt jetzt Andreas J...; er hat sein Glück auf den Gipfel erhoben, indem er die Tochter des Marquis von B... geheirathet hat.

— Und dieses Glück verdankt er nur sich selbst, rief die junge Frau aus, indem sie ihrem Gemahl beide Hände hinreichte.

Dieses öffentliche Geständniß, für seine Frau und seine innigsten Freunde schon lange kein Geheimniß mehr, wurde vom Bankier mit so edelm Anstand gemacht, daß seine stolzesten Gäste sich nicht schämten den ehemaligen Kaminfeger zu umarmen, und die Pairs von Frankreich mit den Savoyern in eine allgemeine Lobpreisung einstimmt.

## Naturgeschichte.

### Die Schuppenthier.

(Mit einer Abbildung.)

Unter den Thieren welche bei den Naturalisten zu den Zahnlosen gereiht werden, verdienen bloß die Schuppenthier und die Ameisenbären diese Benennung. (Von diesem letztern haben wir in einem unserer frühern Kalender die Beschreibung gegeben.) Alle andern haben wenigstens Backenzähne, einige sogar lange und scharfe Hundszähne.

— Nun, meine Freunde, hob der Bankier wieder an, und bevor ich Euch verlasse, will ich Euch die Instrumente zeigen, womit ich meinen Reichthum erworben habe, damit Ihr Euch mit eigenen Augen überzeuget, daß sie jedem von Euch zur Hand stehen.

Die ganze Gesellschaft begab sich auf das Cabinet des Herrn J... Er öffnete seine große eiserne Geldkiste. Sie war in zwei Abtheilungen.

— Hier meine Millionen, sagte er, und da was sie erzeugt hat.

Oben lagen dreißig mit Banknoten und Wechseln gefüllte Brieffaschen. Im untern Verschlage sah man arme Savoyardenkleider, einen ausgestopften Sperber, eine Leier und Holzschuhe, dann Feilen, Hämmer, Zirkel und andere Instrumente für Arbeiter in der Mechanik, alles von ihm selber schön geordnet und sorgfältig aufbewahrt.

— Fügt, meine Freunde, solchem Werkzeuge noch zwei andere vortreffliche bei: Beharrlichkeit und Sparsamkeit, und Ihr werdet, wie ich, euer Glück bauen; empfanget dazu den ersten Stein.

Somit übergab er jedem Knaben das versprochene Goldstück, und einen Sparkassenschein über hinterlegte fünf hundert Franken. Unsere fünfzig Savoyer, nachdem sie noch einmal in vollem Jubel geleiert und getanzt hatten, entfernten sich mit dem Rufe: „Hoch lebe Herr Andreas J...!“

Seit diesem Tage haben sich alle ihres Glückfalls würdig gezeigt. Die Einen trieben einen kleinen Handel, Andere haben ein Handwerk angebetret, Einige haben als Comptorbediente beim Bankier Dienst genommen, um von Nahem zu sehen, wie Kaminfeger Millionäre werden. Der Geschickteste hat vor Kurzem im Handel mit Aktien der Nord-Eisenbahn fünf tausend Franken gewonnen.

Wenn man solche Geschöpfe sieht, deren Kinnladen so bloß sind wie die eines neugebornen Kindes, kann man sich kaum erklären wie sie sich ihre Nahrung verschaffen, und nicht stets Gefahr laufen, Hungers zu sterben. Trifft man jedoch welche an, so sehen sie nicht aus als leiden sie Mangel; sie können freilich kein Fleisch fressen wie die Panzerthiere, oder Blätter kauen wie die Faulthiere, von welch letztern wir unlängst gesprochen haben; sie können sogar keine härtern Käfer zermalmen wie die Igel, und müssen sich mit kleinen Insekten als Ameisen und dergleichen begnügen. Das ist zwar eine magere Kost für einen großen Ameisenfresser, der an Größe fast dem Wären gleichkommt. Man hat aber doch schon

deren geschossen, die zwei Finger dick Fett über den Rippen hatten. Freilich ersetzt die große Anzahl der Bissen ihre Winzigkeit, und die leichte Mühe die sie dem darnach lüfternen Jäger verursachen.

Wir haben in Frankreich ein Thier das sich ebenfalls mit Ameisen nährt, und dem sie gut ge-  
deihen, denn es ist oft sehr fett, besonders gegen Ende des Herbstes. Dasselbe ist kein vierfüßiges, sondern ein geflügeltes Thier, der Grün-Specht; dieser Vogel bedient sich um Insekten zu fangen,

eines Mittels das mit dem der vierfüßigen Ameisenfresser Aehnlichkeit hat. Ein kegelförmiger harter Schnabel, starke Halsmuskeln, erlauben dem Vogel die Rinde der Bäume zu durchlöchern, hinter welche die Insekten sich gut geschützt wähnen; dann streckt er in das gemachte Loch eine dünne, außerordentlich lange, mit einem klebrigen Saft überzogene Zunge, an der wider Willen die armen Insekten hängen bleiben und verschlungen werden. Es ist halt nicht anders in der Natur, der kleinere und schwächere wird vom





größern und stärkern verzehrt, und der stärkste von Allen, dem alles Eßbare im Thier- und Pflanzenreich zur Nahrung gedient hat, wird zuletzt die Speise scheußlicher Würmer.

Die Schuppenthier und Ameisenbären reißen mit ihren scharfen Klauen die harten Mauern der Ameisenhäufen und Termittenkastellen auf, und wenn die Oeffnung groß genug ist um einen Finger durchzulassen, strecken sie ihre Zunge, die einem ungeheuern Wurme gleich ist, tief hinein, und ziehen sie schnell zurück mit Insekten ganz besetzt, die an dieser Leimruthen hängen geblieben. Man hat die Zunge eines vor Kurzem umgebrachten Ameisenfuchses gemessen, die man, ohne sie übermäßig zu strecken, aus dem Maule gezogen hat, sie war einen halben Meter (19 Zoll) lang; das Maul dieses Thiers ist sehr klein.

Die verschiedenen Ameisenfresser sind im Aeußerlichen einander wenig gleich. Der Ameisenfresser mit zwei Klauen, nicht viel größer als die Ratten, ist mit einem feinen Pelze bedeckt, so zart wie der der neugebornen Lämmer; der *Tamanua*, von der Größe eines Fuchses, hat ziemlich dichte Haare, die aber glänzen und gut anliegen; der *Tamanoir*, wegen seiner Bärengröße *Ameisenbär* genannt, hat lange, grobe Haare, ohne Glanz noch Elasticität, das wie trockenens Gras ausseht.

Was die zweierlei Sorten Schuppenthier betrifft, diese haben dachziegelförmige Schuppen statt Haaren, mit dem Unterschiede, daß bei dem asiatischen Geschlechte die Schuppen stumpf, bei dem afrikanischen aber mit einer Stachel versehen sind. Diese Schuppen bedecken den Kopf oberhalb, den Rücken, die Seiten, den äußern Theil der Beine und den Schweif, der Rest des Körpers ist bei einem Geschlechte dicht mit Haaren besetzt, beim andern mit fast bloßer Haut. Die Schuppen sind am Rande schneidendscharf; es hat den Anschein nicht, daß das Thier sie nach Willen sträuben kann, wie der Igel seine Stacheln, aber sie richten sich in die Höhe, wenn es sich in einen Klumpen rollt, was es nie unterläßt, so oft ihm ein Feind begegnet. Diese Schuppen sind so hart, so stechend, daß sie alle Raubthiere abhalten; sie bilden einen Panzer, der so angreifend als vertheidigend ist; die gefräßigsten Thiere, der Tiger, der Panther, bemühen sich vergebens an diesen bewaffneten Thieren; sie zertreten, sie wälzen sie hin und her, ziehen sich aber schmerzliche Wunden zu, wenn sie sie packen wollen.

Wenn das Schuppenthier sich rollt, so bildet es übrigens keine Kugel wie der Igel; sein Leib wird zu einem Knäuel, über welchen der lange Schweif sich als Keif windet. Dieser Körperteil,

woran andere Thiere gepackt werden können, hilft hier zur Abwehr, indem er noch besser bewaffnet ist als das Uebrige.

Alle Schuppenthier haben einen länglichten, halbcylindrischen Körper mit einem zugespitzten Kopf; kleine, runde, nach unten liegende Augen, keine Ohrmuschel. Die Beine sind kurz, mit fünf scharfen Klauen versehen. Das in der Abbildung oben sich befindende Schuppenthier ist ein afrikanisches, dessen Schweif mehr als doppelt so lang ist als der Körper; das untere, ein asiatisches, trägt einen viel kürzern Schweif, welcher aber oben fast so dick ist als der Körper selbst. Trotz ihrer Eidechsenform, gehören diese Thiere nicht zum Eidechsen Geschlecht, denn sie legen keine Eier, sondern gebären Junge, die sie an den Brüsten säugen.

Die Indianer schreiben gewissen Theilen des Schuppenthiers große medizinische Kräfte zu; die Afrikaner aber schätzen sie nur als Leckerbissen. Ihr Fleisch ist zwar zart und weiß, hat aber einen Bisamgeruch, der den Europäern widerlich ist.

### Die Medusen.

Gallertartige, fast durchsichtige Massen, in der Form eines sphärischen Köppchens, manchmal auch einer Halbkugel, die sich nur wenig über die Oberfläche des Wassers erheben, bei denen man abwechselnd Ausdehnung und Zusammenziehung bemerkt, wie bei einer athmenden Brust die auch in ganz stillem Wasser sich von einer Stelle zur andern bewegen: dieß ist was die Naturkundigen *Medusen* nennen. Die Organe der Bewegung und der Nahrung sind in diesen Thieren ziemlich sichtbar.

Die Medusen werden in allen Meeren in verschwenderischer Menge angetroffen, hauptsächlich in den wärmsten Zonen. Ihre Vermehrung muß sehr schnell statt haben, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß so wenig haltbare Geschöpfe lange Jahre den Stößen der Fluthen, und der Gefräßigkeit der Fische die darnach lüftern sind, widerstehen können; man behauptet, die Wallfische verzehren eine ungeheure Menge derselben, vielleicht als Confekt zum Nachtisch, denn als Rindfleisch und Braten möchte doch diese leichte Speise für so große Thiere nicht genügen. Sie sind hilflos allen ihren Feinden preisgegeben; denn man kann nicht als Vertheidigungswaffe ansehen, daß einige unter ihnen die Eigenschaft besitzen, der Hand die sie berührt einen Schmerz zu verursachen, ähnlich dem der Sengneßeln. Wohl können die mit dieser Eigenschaft begabten Fühlfäden der Me-

dusen damit hinreichen die lebenden Thierchen die sie packen wollen zu lähmen, daß sie nicht die Flucht ergreifen können; für Wallfische aber mag dieß eben das Gewürze seyn, wodurch ihnen dieses Confect so sehr behagt. Wehe den soeben aus dem Ei geschlüpfen Fischlein, die sich im Bereich dieser stets um sich tastenden Fühläden befinden! In den Vertilgungskriegen, deren die Meere die unermesslichen Kampfplätze sind, kann man kein einziges ganz harmloses Thier finden, ja selbst unter den bloß durch das Microscop sichtbaren Weichthierchen fällt das eine über das andere her. Welch böses Beispiel für die Menschen! Welch schwere Aufgabe legt sich der Congress zur Stiftung des allgemeinen ewigen Friedens auf! Sehet wie die Hähne sich anfallen wenn sie sich begegnen, wie die Hunde um ein Bein kämpfen, wie die Wölfe sich um eine Beute unter einander zerreißen: stiftet da Frieden mit guten Worten! Wenn es auch gelänge, ohne Widerrede ein von Allen anerkanntes Schiedsgericht aufzustellen, welches ohne Appell die Streitigkeiten zwischen Nation und Nation, zwischen Volk und Regierung, zu schlichten den Auftrag hätte, welch großes Heer müßte man ihm nicht zur Verfügung stellen! denn, das ist gewiß, hätte es keine Macht um seinen Urtheilen Kraft zu geben, so schlage ihm der Verurtheilte ein Schnippchen.

Kehren wir wieder zu den Medusen zurück. Die obige Abbildung stellt eine Glöckchen-Meduse vor, wie sie ein Fischlein verzehrt. Man sieht darin den Mund, die Speiseröhren, die geschmeidigen und nervigten Fühläden welche dem gefräßigen Munde die Nahrung zutragen. Um die verschiedenen Theile anschaulicher zu machen, ist das Thierchen stark vergrößert vorgestellt, denn in der Wirklichkeit mißt es kaum über einen Cen-



timeter im Durchmesser; man trifft es bei den Küsten von Grönland an.

Die meisten Medusen haben nur einen Mund, durch den sie verschlingen und die Excrementen von sich geben. Einige Arten derselben haben zwei Oeffnungen. Man weiß noch nicht, ob alle Medusengattungen in gewissen Fällen phosphorisch leuchten können, oder ob nur einige diese Eigenschaft haben. Die großen Medusenbänke die man zwischen den Wendekreisen antrifft, geben manchmal in finstern Nächten das prächtige Schauspiel eines feurigen Meers. Bei Tage vergnügt man sich am Anblick der schönen Farben und der zierlichen Formen dieser schwimmenden Massen, mit den vergoldeten Gürteln und den hochrothen Fühläden.

### Der Dorfdoktor oder der Schaz.

(Mit einer Abbildung.)

— Mutter, da kommt der Doktor aus der Stadt gefahren, sagte ein zwölfjähriges Landmädchen zu ihrer Mutter, die am Krankenbette ihres Sohnes saß. Der junge Herr hat in der Nacht Fieber bekommen, und da hat man gleich nach der Stadt geschickt, diesen berühmten, gelehrten Doktor zu holen, der alle Reichen von ihren Krankheiten heilet. Ach, Mutter, wenn dieser Doktor auch

unsern Jakob sähe und ihm etwas verschriebe! Es wäre eine Kleinigkeit für ihn.

Frau Erhard seufzte tief auf und entgegnete: Was hülfte das Verschreiben, wenn wir die theuere Arznei nicht bezahlen können? Solch vornehme Doktoren verschreiben meistens Flaschen, wovon jede zwei bis drei Franken kostet.

— Mutter, mich hungert noch immer, sprach der Kranke matt.

— Daß Gott sich erbarme! versetzte die Frau. Wo soll das noch hinaus! Jakob, es ist nicht anders, Du mußt ein Loch im Magen haben.

Wir alle zusammen essen nicht so viel als Du allein. Und wenn Dir's noch gedieh! Aber Du wirfst dabei immer schwächer, und jegliches Essen geht unverdaut wieder fort. Du mußt Dich zwingen und den Hunger zurückweisen.

— Es geht nicht, Mutter, weinte der Knabe. Ihr solltet nur fühlen wie grausam es mir im Magen gräbt und brennt; es ist unerträglich. Habt Ihr denn nicht eine Brodrinde mehr in euerm Vermögen? Wenn sie auch noch so hart wäre; oder eine Rübe oder sonst etwas?

— Es ist alles schon fort, sprach die Mutter; Du warst ja unersättlich. Wir haben uns das Essen selbst abgedarbt, ich und Rosine, um Dir mehr geben zu können. Nicht wahr, Rosine? Du weißt, Jakob, daß ich jetzt nichts verdiene, und daß der Vater seinen Taglohn für sich braucht.

— Ja, das weiß ich, erwiderte der Kranke; es geht dem Vater mit dem Trinken wie mir mit dem Essen: er ist immer wieder durstig und möchte allezeit die Schnappsflasche an den Lippen haben.

Da seufzten Mutter und Tochter tief, denn der Kranke hatte nur zu wahr gesprochen.

Dieser wendete sich, drückte sein bleiches, abgezehrt's Antlitz in's Bett und weinte.

— Weine nicht, Jakob, bat die Mutter, Du brichst mir das Herz vollends entzwei.

— Der Hunger! ach! er thut gar zu weh! Habt Ihr denn gar nichts zu essen? keinen Krautorterschen?

— Ich gehe, Dir etwas zu holen, sagte Rosine. Zwar hat mir der Bettelvoigt gedroht, mich in den Thurm zu führen, wenn er mich noch einmal über dem Betteln erwischt. Aber Noth bricht Eisen, und lieber will ich in den Thurm gehen, als länger den Jammer meines armen Bruders mitanhören.

— Geh' in Gottes Namen, sprach die Frau wehmüthig. Er lenke die Herzen der Menschen, daß sie Dich nicht unbarmherzig abweisen. Ach! wer hätte mir bei meiner Vermählung prophezeien sollen, daß ich mein Kind einst würde betteln schicken müssen! Wie wohlhabend wir damals waren! Wie fleißig und gut euer Vater!

— Der Schnapps war sein Verderben, und das unfrige damit, sagte Rosine.

Das Mädchen verläßt die Stube und die Mutter das Krankenbett um irgend etwas zu suchen, das den Heißhunger ihres Sohnes stillen könnte. In dieser Beschäftigung unterbrach sie der Eintritt ihres Mannes, welcher ihr so ganz unerwartet kam, daß sie tödtlich darüber zusammenschreckte.

— Du jetzt hier? stammelte sie erbleichend.

— Wie Du siehst! antwortete der Mann grob.

— Sein Aussehen glich ganz dem eines Trunkenboldes, dem die Flasche das Höchste und Einzige geworden ist. — Ich bin wieder fremd, fuhr er fort, der Herr hat mich knall und fall fortgeschickt.

— Wie! mitten in der Woche? ja, mitten im Tage? Der Bau ist doch noch lange nicht geendigt. Hast Du ein Versehen begangen, Matthäus? fragte die Frau ahnungsvoll.

— Hm! Freundschaft vom Polirer ist's, nichts weiter. Er ist mir schon lange nicht grün gewesen und benutzte die Gelegenheit, mich bei dem Bauherrn anzuschwärzen, als mir unter dem Abladen ein Fenstergewände zerbrach. Doch mich hungert. Schaff zu essen her.

— Ich habe nicht das Mindeste, erwiderte die Frau. Du mußt aber doch den Lohn für die vier Arbeitstage in dieser Woche erhalten haben.

— Nichts habe ich bekommen, versetzte Erhard zornig. Der Schuft und Knicker von Bauherr hat den ganzen Lohn für das zerbrochene Gewände inne behalten.

— Dann habe ich auch nichts für Dich zu essen. Blicke hin auf deinen Sohn Jakob. Nicht einmal den armen Jungen kann ich ersättigen, und eben ist Rosine fort, um ein Stück Brod für ihn bei mitleidigen Seelen zu erbetteln. So weit ist es mit uns gekommen! Ach, du lieber Gott!

— Heule mir nicht die Ohren voll! Willst Du mir's etwa aufbürden? Wer ist denn an unserm Elende schuld als dein schlechter Kerl von Vater? Der Lump! erst thut er wunder was für eine reiche Mitgift er seiner einzigen Tochter mitgeben würde, und dann waren es lumpige paar hundert Thaler. Die Karten waren ihm lieber als sein Kind; und nicht ehrlich will ich seyn, wenn er die sechs hundert Thaler, die er für die Erlernwiese löste, nicht in Hasardspielen verloren hat. Ich mußte zum Unglück die fünf Tage Vorspann thun, und da ich heimkam, hatte der Teufel das Geld und den Schwiegervater geholt.

— Erhard, rief die Frau empört; laß die Todten ruhen. Wenn nur alle Männer so brav wären, wie mein seliger Vater! Daß er das Geld nicht verspielt hat, ist nur zu gewiß; aber leicht kann es in den damaligen Kriegswirren verloren gegangen seyn, oder der Vater kann es Jemand-n geliehen oder zum Aufheben gegeben haben, und da er so plötzlich starb, wurde das Geheimniß zugleich mit ihm begraben.

Während dieser Rede hatte das stark geröthete Auge des Mannes suchend im Stübchen umhergeblickt.

— Du hast also wirklich nichts für mich; nichts das in's Geld zu setzen wäre?

bei den  
Mund,  
ementen  
ben zwei  
alle Me-  
schorisch  
Eigen-  
die man  
manch-  
Schaus-  
vergüht  
und der  
Maffen,  
schrothen

schriebe!

egnete:  
ie theure  
vornehme  
i, woron

r, sprach

die Frau.  
ist nicht  
n haben.

— Nichts, erwiderte die Frau bestimmt. Du hast schon alles verkauft, selbst mein Gebetbuch, und das der Rosine, das sie von ihrem Taufpather als Erstkommunion-Geschenk erhielt.

— Ich sehe aber, daß der Junge dort auf einer guten Matratze liegt. Wir begnügen uns mit einem Strohsack, und dieser Schlingel streckt sich aus wie ein Prinz auf seinem weichen Faulbette.

Von Entsetzen ergriffen war die Frau vor das Bett Jakobs gesprungen, um es gegen ihren Mann zu vertheidigen.

— Willst Du deinem Kinde das Beste rauben, das ihm noch bleibt? rief sie außer sich. Du, der Du es nicht einmal sättigen kannst, willst ihm nicht den letzten Trost, die Ruhe gönnen? Barbar! Du wärest wohl im Stande dein Kind zu morden, um deiner Trunksucht zu fröhnen! Kind und Bett sind mein, und nur nachdem Du mich wirst getödtet haben, soll es deine Beute werden.

— Erspar' Dir doch die Worte und die Prügel, versetzte der Trunkenbold gehässig; Du weißt aus Erfahrung, daß ich derb zuzuschlagen pflege. Soll der Junge sterben, so hilfst ihm auch das Bett zu nichts, und soll er wieder gut werden, so wird er's auch auf dem Strohlager. Also widersetze Dich nicht. Ich muß das Bett haben; denn der Hunger thut weh.

— Ja, er thut weh! sagte der Kranke, sehr weh.

— Das Bett ist ungefähr zehn Franken werth, und von diesen können wir zehren bis ich wieder Arbeit bekomme. Indem er dieses sagte, erhob er drohend die Faust. Seine Frau ließ sich aber dadurch nicht schrecken. Wenn es gilt ihr Kind zu vertheidigen, so fühlt auch die schwächste Mutter einen Heldennuth in ihren Gliedern. Der Kampf würde begonnen und jedenfalls mit der Niederlage der Frau geendigt haben, hätte nicht der Kranke sich in's Mittel geschlagen.

— Mutter! ich bitte Euch um Gottes willen, flehte er mit matter Stimme, laßt dem Vater das Bett. Ich sterbe wenn er Euch schlägt. Wie lange wird's noch dauern, und man legt mich auf Hobelspäne im Sarge! Ich kann ja selbst auf dem weichen Bette vor Hunger nicht schlafen. Bittet nur den Vater, daß, wenn er zehn Franken für das Bett löset, er mir ein recht großes Stück Brod kaufe. Hört Ihr's, Mutter? Und nun hebt mich in die Höhe, daß der Vater das Bett unter mir wegziehen kann.

Blutenden Herzens erfüllte die Mutter die Bitte ihres Kindes; das unmenschliche Ungeheuer von Vater nahm schnell das Bett und verließ in demselben Augenblick die Stube, um auch das letzte Stück eines frühern Wohlstandes seinen Gelüsten

zum Opfer zu bringen. Und ein Ungeheuer anderer Art eignete sich um einen Spottpreis dieß mit den Zähnen einer verzweifelnden Mutter und eines sterbenden Kindes benetzte Bette an. Dann geht der entmenschte Vater hin, um für das empfangene Sündengeld ein Feuerwasser zu kaufen, das ihn immer mehr zum Vieh machte.

Noch träufelten die Thränen der todtbetäubten Mutter auf die bleichen Wangen ihres kranken Kindes nieder, als eine arme Frau aus dem Dorfe hereintrat.

— Hier, sprach sie, der Mutter Corard zwei kleine Stücke Brodes überreichend, dieß schickt Euch eure Rosine, damit der Kranke vor der Hand den Hunger stillen kann. Das gute Mädel gedenkt auf die Dörfer der Nachbarschaft zu gehen, und hofft auf guten Erfolg. Was macht denn euer Jakob? Will sich denn das Fieber noch nicht legen? Habt Ihr denn schon alle Hausmittel angewendet?

— Alle, versicherte Frau Corard. Wenigstens fünfzig. Wer zu mir kam, rieth mir auch ein Mittel, und wenn eines auch nur ein paar Su kostete, so habe ich doch nach und nach an die zehn Franken verdoktert. Ich hatte noch meine Granatenschnur, ohne daß es mein Mann wußte. Diese habe ich, meinem Jakob zu Liebe, auch verkauft: aber nichts half.

— So versucht's doch noch mit dem Wunderdoktor von Weilersdorf; man sagt er bringe erstaunliche Kuren zu Wege. Herrschaften kommen vier-spännig bei ihm angefahren; die Kranken die ihn zu Rathe ziehen, sind so zahlreich, daß alle Häuser davon voll sind. Dessenungeachtet ist der Mann gar nicht hochtrabend; man kann so leicht vor ihn kommen wie vor unser eins. Schuhmacher soll er vordem gewesen seyn, und das Kuriren von sich selbst gelernt haben. Ein solcher Mann weiß auch besser als unsere Stadtdoktoren wo die armen Leute der Schuh drückt, und was dagegen hilft. Vielleicht thut er's um Gottes willen an euerm guten Jakob, und schenkt Euch die Kurkosten.

Mutterliebe verschmäht keine Mittel zur Rettung eines geliebten Kindes. Der Weg nach dem Dorfe Weilersdorf betrug zwei volle Stunden, und kein Mensch im Dorfe mochte der Frau des bekannten Säufers einen Kinderwagen anvertrauen. Ihn in einem Schubkarren dahin führen, daran war nicht zu denken; der arme Junge würde es nicht ausgehalten haben. Die Frau Corard sah sich daher genöthigt, während ihr Gatte im Wirthshause das für das Bett gelöste Geld ver-lumpfte, den kranken Knaben auf ihren Armen zum Doktor zu tragen.

Hier wandert die Mutter, die bange Sorge in der Brust, das Kind, ein zehnjähriger Knabe, auf dem Arme; neben ihr geht Rosine, welche die Mutter begleiten wollte, um sie von Zeit zu Zeit abzulösen, wenn sie von Müdigkeit zu erschöpft seyn würde. Jakob umschlang mit den fleischlosen Händen den Hals seiner Mutter, und drückte seine bleiche Wange an die mütterliche. Bisweilen ruhete die Mutter im Schatten eines Baumes, und Rosine nahm ihren Bruder auf den Nacken, da ihr Arm zu schwach war, denselben zu tragen. Es fuhren der reichen Leute viele in schönen Kutschen vorüber und blickten gleichgültig herunter auf den todbleichen Knaben und dessen ermattete Trägerin. Andere gab es wiederum, welche ihre kranken Kinder in allerhand Wägelchen dem Wunderdoktor zufuhren, und diese, durch eigene Noth erweicht, fragten wenigstens theilnehmend nach Jakobs Leiden und beschenkten dessen Mutter mit einem Almosen. Dieser Gaben war die Frau Erard sehr bedürftig, denn außerdem hätte sie dem Doktor keine Gebühr für seinen Rath anzubieten gehabt.

Wenn man von der großen Zahl der Kranken auf die Geschicklichkeit des Doktors hätte schließen wollen, so hätte diese eine außerordentliche seyn müssen. Alle Zugänge des Häuschens des Wunderdoktors, der Hof und der Hausgang waren von ihnen angefüllt. Wie überall, so kamen auch hier die Reichen zuerst an die Reihe; darum mußte Frau Erard, die ärmste von allen, bis zuletzt sich gedulden. Ein Glück, daß sie schon längst dulden gelernt hatte. Endlich, nachdem das Haus leer geworden war, that sich auch für unsern armen Knaben die Thüre des Wunderstübchens auf, und Frau Erard, Jakob auf dem Arme tragend, trat mit heftig pochendem Herzen und in Begleitung Rosinens vor den Wunderdoktor hin, welcher auf einem alten Lehnstuhle neben einem Tische saß und mit der Bereitung eines Heilmittels beschäftigt zu seyn schien. Es war ein einfältiger ganz von seiner Geschicklichkeit durchdrungener Quacksalber, ganz das Gegentheil von jenen herumziehenden Marktschreibern, die unter einem gelehrten Anstrich ihren Zuhörern Sand in die Augen streuen, indem sie die Heilkraft ihrer Arzneimittel anpreisen, die sie für sich selbst anzuwenden sich nicht getrauen würden.

Ohne sich von seinem Sitze zu erheben, empfing der Dorfdoktor die hülfesuchende Mutter. Ein Wink seiner Hand zeigte jener an, Platz neben ihm zu nehmen; zugleich schob er ihr einen Schemel zu, auf welchen sie mit dem kranken Kinde auf dem Schooße ihren Fuß setzen konnte. Indessen Frau Erard Platz nahm, betrachtete

Rosine mit neugierigen Blicken den Inhalt des Stübchens, wo Vokale verschiedener Größe in Fächern aufgestellt waren und medizinische Kräuter an der Wand hiengen, als die Ansicht eines in einer Ecke stehenden Todtenkopfes sie mit Schauder erfüllte. Bald jedoch hieng ihr Auge, wie das ihrer Mutter, an dem Munde des Dorfdoktors, welcher dem Berichte der Mutter von dem Uebel ihres Sohnes aufmerksam zugehört hatte, und dann in ein tiefes Nachsinnen versunken war. (Siehe nachstehende Abbildung.)

Endlich erhob er die Augen, warf einen durchdringenden Blick auf die mit gespannter Begierde seines Ausspruches harrende Mutter und sprach: — Aus eurer Beschreibung geht hervor, daß euer Sohn die Fressucht hat. Die großen Mediciner des Alterthums, Hyppocrates und Galenus, nennen diese Krankheit auch die Miteffer, weil gleichsam unsichtbare, feindselige Gewalten dem armen Kinde die Speise vor dem Munde wegessen. Die Miteffer sind bei den kleinen Kindern gewöhnlich, und werden unfehlbar beseitigt, wenn man die Kranken in einen heißen Badofen schiebt, dessen Hitze die Miteffer tödtet. Aber freilich ist euer Sohn da zu groß für diese einfache Kur. Mein Sohn, laß mich deinen Puls fühlen, so wie deine Zunge sehen... Gut! ganz so wie ich es erwartet habe. So höret denn, gute Frau, was Ihr zu thun habt. Ihr nehmt drei Forellen, öffnet ihnen das Haupt mit einem scharfen Messer und mischet unter das herausströmende Blut sieben Tropfen Zimmetöl; dieß gebt Ihr...

— Ach! mein gütiger Herr, unterbrach ihn die Mutter voll Bestürzung, die Forellen sind sehr theuer und in unserer Gegend gibt es keine. Dazu sind wir so arm, daß ich Euch heute nur fünf und zwanzig Pfennige für eure Bemühung anbieten kann.

— So! hm! das ist freilich schlimm! doch man muß um einen Ausweg nicht verlegen seyn. Anstatt des obengenannten Mittels nehmt Ihr zwei Handvoll Weizenstroh, zwei Handvoll Roggenstroh, und eben so viel Gersten- und Haferstroh, und gießet lauwarmes Wasser darauf und bereitet so ein Bad, in welches Ihr noch dreißig Tropfen Ameisenspiritus schüttert. Dieß wiederholt Ihr...

— Großer Gott, schrie die Mutter, wo eine Baddütte hernehmen? wir besitzen keine, und unsere wohlhabenden Nachbarn sind eben so unfreundlich als mißtrauisch um uns ein solches Gefäß zu leihen.

— Weib, Ihr machet mir mein Geschäft sehr sauer! sagte der Doktor; doch Ihr dauert mich und euer leidendes Kind dazu. Für fünf und



am  
ab  
li  
m  
F  
R  
ein  
D  
ge  
id  
m  
H  
a  
ü  
v  
te  
9  
u  
ie  
b  
C  
3  
g  
a  
t  
f  
a  
i  
a  
C  
t  
t  
t

zwanzig Pfennige läßt sich zwar nicht viel thun, aber bei Euch will ich eine Ausnahme machen.

Unser Quackfalber blätterte in dem vor ihm liegenden Buche herum, las, blätterte wieder und schien endlich zu einem festen Entschlusse gekommen zu seyn. Aus einer Flasche träufelte er zehn Tropfen in einen Löffel und stößte solche dem Knaben ein. Sodann goß er in seine flache Hand eine stark dufende Flüssigkeit und rieb damit die Magengegend des Patienten ein.

— Die Tropfen, sprach er dabei, sind theuer genug, um sie bloß für Reiche anzuwenden; allein ich thue an Euch ein gutes Werk, das der Himmel mir in anderer Weise vergelten kann. Dieses kleine Säckchen endlich bindet Ihr an einem Bande Euerm Kinde dergestalt um, das es genau auf die Magengegend zu liegen kommt. Daselbst überbleibt es bis zum abnehmenden Monde, dann vergräbt Ihr es in einem Bienenhause einen Meter tief. Daselbst bleibt es dreimal drei Tage und Nächte, worauf Ihr das Säckchen ausgrabet und in ein fließendes Wasser werfet. Vergesset jedoch nicht, bei jeder Berrichtung den dreimal heiligen Gott anzurufen, in dessen Händen der Erfolg der Kur ist.

Der Dorfdoctor sprach so gut, so fromm, so zuversichtlich, daß die Mutter Ervard sich recht gestärkt fühlte. So wurde denn auch der Heimweg leichter als der Herausweg. Neuen Kummer hatte aber diese Frau, als spät in der Nacht ihr Mann betrunken als je heimkam, mit wildem Gelärme seine Schlafstelle aufsuchte und sich stuchend darauf warf. Der Mutter hatte es gedäucht als ob ihr Jakob nach langer Zeit zum ersten Male wieder sachte schlief; sie wurde daher über dieß Toben sehr betrübt, welches ihren Sohn einer Erquickung berauben konnte, die ihm so noth that: er blieb laut- und bewegungslos. Allein als die Mutter forschend über ihren Sohn sich niederbeugte, blickte sie in zwei große, offene Augen, die sie unverwandt ansahen. Da durchzuckte ein tiefes Weh die mütterliche Brust, und mit bebenden Tönen sprach sie: Hast Du denn nicht geschlafen, mein Kind? Hat die Arznei des Doctors nichts geholfen? Ich glaubte daß Du fest schliefest.

Der Kranke schüttelte verneinend das Haupt. O wie hungert mich! sprach er schluchzend.

Der Vater hatte das Flehen seines Kindes nicht erhört, ihm kein Brod von dem Erlöse des Bettchens gebracht. Fremde Leute waren mitleidiger gewesen als er, und so ward es der Mutter möglich den unersättlichen Heißhunger des Knaben mit den wiewohl kleinen Gaben der Liebe zu stillen.

Hinsichtlich seiner Genesung tröstete sie sich mit den abgedroschenen Grundsätzen: Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden, und kein Baum fällt auf den ersten Hieb. Uebrigens habe ich ja zu dem dreieinigen Gott so inbrünstig gebetet, und sonst alles gethan was das Orakel von Weilersdorf angeordnet hat.

Der Mond nahm ab, aber Jakobs Heißhunger nicht.

Das Häuschen, welches die Familie Ervard bewohnte, hatte derselben vom Vater der Frau her eigenthümlich angehört. Jetzt war es über den Werth verpfändet und ganz haufällig. Nächstens sollte es gerichtlich verkauft werden, und dann würden seine unglücklichen Bewohner kein Obdach mehr haben. Früher hatte der Vater der Frau Ervard eine ansehnliche Bienenzucht getrieben, und deshalb ein hübsches Bienenhaus an die Mittagseite des Häuschens erbaut. Die Bienenstöcke waren schon lange verschwunden; Ervard hatte sie verkauft, und sogar die Fächer worauf sie gestanden, als Brennholz gebraucht. Ein einziger Bienenstock welcher wegen seiner schlechten Beschaffenheit keinen Käufer gefunden hatte, war noch da. Dieß schien der Frau Ervard zur Verrichtung der Vorschrift des Wunderdoctors hinreichend. Sie beschloß also das bewußte Säckchen dahin zu begraben, obgleich fast keine Bienen mehr da waren. Sie that dieß unter brünstigem Gebete und heißen Thränen, denn der Zustand Jakobs verschlimmerte sich von Tag zu Tag, weit entfernt sich zu bessern. In Ermangelung eines passenden Werkzeuges grub sie das Loch mit Hilfe eines spitzen Holzes und ihrer Finger, legte das Säckchen hinein und warf es wieder zu. Während sie am Brunnen des Häuschens die so eben beschmutzten Hände reinigte, gieng der Stadtdoctor vorbei, den Rosine eines Tages gesehen, und von dem wir am Anfange dieser Geschichte schon Meldung gethan, und richtete an die Frau Ervard diese Frage:

- Ist das Wasser Ihres Brunnens gut?
- Frisch wie Eis und hell wie Kristall.
- So erlaub' Sie mir einen Trunk daraus zu thun. Er trat näher, zog aus seiner Tasche einen ledernen Jagdbecher, füllte ihn mit Brunnwasser, und trank ihn aus.
- Sie hat Recht, Ihr Wasser ist köstlich. Welchen Werth würde solch ein Brunn in Paris haben! Ihr besizet da einen wahren Schatz. Wie gut muß man sich da befinden, wenn man so gutes Wasser trinkt! Auch bedarft Ihr gewiß keines Doctors.

Bei dieser Frage gieng der Mutter das Herz

und der Mund auf: sie ergriff diese Gelegenheit, den Kummer auszuschütten, der sie niederdrückte, indem sie dem Doktor, dessen zuvorkommendes Betragen ihr ganzes Zutrauen gewonnen hatte, die Noth erzählte, die sie mit dem kranken Kind hatte.

— Führet mich zu ihm; wir wollen sehen was zu thun ist.

Der Doktor folgte der Mutter in die Stube, betrachtete den Knaben, ließ sich alle Umstände der Krankheit erzählen, fühlte den Puls und sprach:

— Beruhige Sie sich, die Krankheit Ihres Kindes ist nicht tödtlich; dieser schlimme Zustand rührt vom Mangel an ärztlicher Hülfe und wohlgeeregelter Diät her. Um die Gesundheit des jungen Herrn völlig herzustellen, werde ich noch acht Tage brauchen; während dieser Zeit wird Ihr Kind zur vollkommenen Genesung gelangen, wenn Sie meine Vorschrift befolgt. Morgen werde ich Ihr die nöthigen Arzneien bringen. Unterdessen mache Sie ihm gute Fleischbrühe und gib Sie ihm von Stunde zu Stunde davon.

— Ach! mein guter Herr, mit was soll ich Fleischbrühe machen? ich habe keinen Heller um Fleisch zu kaufen.

Der Doktor der bei der Aermlichkeit des Hausgeräths das große Elend der Familie wohl ein sah, wollte als barmherziger Samaritan nicht auf halbem Wege stehen bleiben; er zog ein Silberstück aus der Tasche, gab es der Mutter und sprach: Da, kaufe Sie Fleisch; morgen komm ich wieder.

Nach einer achttägigen Pflege hatte sich der Zustand Jakobs so gebessert, daß er ganz auf dem Wege der Genesung war: er war nur noch etwas schwach.

Wie geneigt auch die Mutter war, die Herstellung ihres Kindes der Pflege des Stadtdoktors zuzuschreiben, so vergaß sie doch die Vorschrift des Wunderdoktors von Weilersdorf nicht; damit sie sich nichts vorzuwerfen habe und jeden Rückfall verhüte, beschloß sie das Säckchen auszugraben, und es nach Vorschrift in's Wasser zu werfen. Näht es nichts, sagte sie bei sich, so kann es doch auch nichts schaden.

Die neun Tage und Nächte waren verflossen; da begab sich Frau Evrard in das Bienenhäuschen um diese Ausgrabung zu bewerkstelligen. Groß war ihr Erstaunen, als sie trotz alles Suchens das geheimnißvolle Säckchen nicht fand. In ihrer Angst rief sie Rosine und Jakob zu Hülfe, welche theils die Erde durchsuchen, theils das Loch erweitern halfen. Nach langem Graben, statt das Säckchen zu finden, stießen sie auf etwas Hartes, das sich bei weiterm Nachforschen als ein

mit einem hölzernen Deckel zugebundener Buttertopf auswies.

Da durchzuckte die Freude wie ein elektrischer Schlag der Mutter Brust.

— O mein Gott! wenn mein Vater... die sechs hundert Thaler für die Erlempfiese... Ach! ich wag's nicht auszudenken.

Ihr Gedanke war doch die Wahrheit. Nachdem sechs Hände den Topf herausgewunden, den Deckel beseitigt, und sechs Augen ihn bis oben auf mit Silbergeld angefüllt sahen, entrannen Ströme von Freudenthränen: der Jubel war vollkommen. Die Kinder fielen um den Hals ihrer Mutter, die bis daher so viel gebuldet hatte. Sechs hundert Sechslivresstücke, nicht eines mehr oder weniger, enthielt der gefundene Schatz. Es war hinreichend das Häuschen schuldenfrei und dessen Bewohner noch wohlhabend zu machen.

Aber unzertrennbar von der Freude über diesen unerwarteten Reichtum war auch die Sorge wegen dieses Reichtums. Kaum daß der erste Freudenrausch vorüber war, so drängte sich der glücklichen Mutter die bange Sorge auf, wie ihr Mann sich des gefundenen Schatzes bemächtigen und denselben gar bald verschwinden werde. Wie ihn daher vor ihm verbergen, und wo? Wenn sie nur die auf dem Häuschen haftenden Schulden tilgen und den Ueberrest des Schatzes sichern Händen anvertrauen könnte, bevor ihr Mann, der schon seit einigen Tagen wieder nicht heimgekommen war, zurückkehrte. Das gesuchte Säckchen war plötzlich über der neuen Freude und Sorge rein vergessen. Scheu wie ein Dieb, der fürchtet ertappt zu werden, schlich Frau Evrard mit der schweren Geldlast davon; nur eine Handvoll Thaler für die dringendsten Bedürfnisse zurücklassend, beilte sie sich den Schatz nach der oben ange deuteten Weise anzuwenden, und vor ihrem Manne zu schützen.

Evrard kam nimmermehr: sein Leichnam wurde im nächsten Strome gefunden, wo er entweder in Folge seiner gewöhnlichen Völlerei oder als Selbstmörder ertrunken war. Die Ursache blieb unbekannt.

Da die Familie Evrard nicht mehr mit dem Elende und dem bösen Betragen ihres Hauptes zu kämpfen hatte, so erwarb sie sich durch Fleiß und Arbeit nach und nach einen gewissen Wohlstand. Jakob hatte keinen Rückfall, obschon das Säckchen verloren blieb, und hierdurch wurde die Frau Evrard in ihrer Meinung bestärkt, daß ihr Sohn wirklich durch die Mittel des Stadtdoktors geheilt worden sey, und nicht durch die lächerlichen Verschreibungen des sogenannten Wunderdoktors. Der Bruder und die Schwester fanden



ihr gutes Unterkommen, denn sie waren rechtschaffen und arbeitsam.

Unsere Leser werden aus dieser wahren Geschichte die Moral selbst folgern.

### Neuer Ausbruch des Vesuv.

Den Umwälzungen gegenüber, welche Italien und beinahe ganz Europa moralisch drunter und drüber geworfen haben, konnte der Vesuv, dieser alte Revoluzer, nicht länger mehr ruhig bleiben, ohne sein Wähler-Ansehen in Gefahr zu setzen und für einen zur Ordnung übergetretenen Abtrünnigen zu gelten. Darum hat er lesthin im Februar den Schlaf abgeschüttelt, um wieder einmal zu krakeelen und seinen Geiser auszuspeien. Doch hat er's noch glimpflich und nicht so arg gemacht wie im Jahr 79 unserer christlichen Zeitrechnung, wovon wir bald sprechen werden.

Seit diesem obenbemeldeten Ausbruch ist der Vulkan stets fortgefahren Campanien und das Uferland von Neapel zu verheeren.

Der Vesuv erhebt sich Neapel gegenüber, nur eine und eine Viertelsmeile von dieser Hauptstadt, kegelförmig und alleinstehend, mitten in einer weiten Ebene, die sich von seinem Fuße bis nach Capua erstreckt; er besteht nur aus den aus seinem Schlunde ausgespienen Materialien. Dieser Berg ist nicht ganz 1300 Meter hoch. Nahe an seinem Gipfel schallt die Lava hohl unter den Schritten; es scheint sie sey an dem, in den Abgrund zu stürzen, den sie überdeckt. Brennende Dünste entfahren einer großen Zahl von Spalten, die mit gährendem Schwefel überzogen sind, und wie man brennbaren Stoff daran hält, entzündet er sich. Sein Fuß ist in viele Feldstücke vertheilt, von geringem Umfang, aber von ergiebigem Ertrag. Die mit der Zeit zerfetzte Lava bildet den reichlichsten Boden den man wünschen kann; jede Quadratmeile nährt 5000 Menschen. Man muß sich jedoch verwundern über die Sorglosigkeit dieser ganzen fröhlichen Bevölkerung unter dem Schatzen eines so schlimmen Nachbarn, der stets die Umgebung mit gänzlicher Zerstörung bedroht. Glücklicherweise verkünden gewisse Vorzeichen jeden bevorstehenden Ausbruch.

Auf den Ausbruch vom Jahr 79 zurückkommend, will der hinkende Bote seinen Lesern die es etwa schon vergessen, und jenen die es nie gewußt haben, in Erinnerung oder Kenntniß bringen, daß der erste uns bekannt gewordene Ausbruch des Vesuv's am 23. August des Jahrs 79 statt gehabt, unter der Regierung des römischen Kaisers Titus, desselben der die Prophezeihung Christi

über Jerusalem vollzogen hat. Die Geschichte meldet von keinem frühern Ausbruch dieses Vulkans. Es scheint daher, er hätte schon seit langem kein Feuer mehr ausgespien, oder, war's damals sein erster Ausbruch, er wollte im jugendlichen Uebermuth gleich auf den ersten Stoß sich Respekt verschaffen. Daher hat er auf einmal drei Städte, Pompeji, Stabiä und Herculanium mit seiner Lava und seinem Aschenregen überschüttet. Die Wolken von Dampf und Asche waren so dicht, daß sie drei Tage lang in der ganzen Umgegend des Vesuv's das Tageslicht verfinsterten. Die Asche soll, nach den Berichten von Augenzeugen, vom Winde bis nach Egypten und Syrien getrieben worden seyn. Jene genannten Städte wurden dabei so hoch bedeckt, daß jede Spur von ihnen für die nächstfolgenden Jahrhunderte verloren gieng. Man konnte nicht einmal die Stelle wo sie gestanden hatten. In unsern christlichen Zeiten würde man ein so großes Unglück besser zu Herzen nehmen, und wenigstens, zur Erinnerung für künftige Geschlechter, ein Kreuz als Denkzeichen darüber aufpflanzen.

Als Emanuel von Lothringen, Herzog zu Elböuf, im Jahr 1720 auf den Gedanken kam, in Portici, wo er wohnte, einen Brunnen graben zu lassen, da stießen die Arbeiter auf etwas Hartes, und als sie es zu Tage brachten, waren es Stücke von zerbrochenen Marmorsäulen. Da dachte sein Baumeister: wo das gelegen, kann noch mehr liegen, und ließ noch weiter nachgraben. Und wie erstaunte er, als er bald eine Marmorsäule, und noch eine und wieder eine, und endlich ein ganzes prächtiges Haus, das diese Säulen trugen, und immer weiter noch ein Haus und noch viele Häuser, Paläste und Tempel, kurz eine ganze Stadt fand. Man überzeugte sich bald, daß es das unter dem Kaiser Titus verschüttete Herculanium sey, und warf sogleich von Seiten der Regierung eine gewisse Summe aus, die Nachgrabungen weiter fortzusetzen. Der Erfolg überstieg alle Erwartungen; denn man entdeckte nach und nach die prächtigsten Gebäude, unter andern einen Tempel von vier und zwanzig Mabafter Säulen und eben so viel griechischen Statuen. Die Häuser fand man mit verschiedenfarbigem Marmor oder mit Mosaik\* auf das prachtvollste ausgeschmückt. Da man wenig menschliche Leichname gefunden, so vermuthet man, daß die Einwohner Zeit gehabt haben sich zu retten. Die Hitze der Lava ist stark genug gewesen, das Holz zu verkohlen, ohne

\* Mosaik nennt man Malereien, die nicht mit Farben, sondern mit nebeneinander gesetzten farbigen Steinen geformt sind.

jedoch die Form zu verändern, und so hat man auch noch Brod und Getreide in diesem verkohlten Zustande gefunden. Die Wände, al fresco gemalt, sind zwar mitunter etwas gelblicht; allein, da die Farben aus metalligen oder erdigen Stoffen bestehen, haben sie ihre Frische und ihren Glanz nicht verloren. Zwar waren Ströme von glühender Lava eingedrungen; aber zugleich entströmten dem Besuv große Wassermassen, welche verhinderten daß die Marmorstatuen zu Kalk verbrannten. Schade, daß die Lavamasse, welche die höchsten Häuser von Herculanium bedeckt, nicht erlaubt, diese Decke ganz wegzunehmen, und so den Anblick dieser verschütteten Stadt ganz zu gestatten.

Noch ein vollständigeres Bild der häuslichen Bauart, Einrichtung und des bürgerlichen Lebens der alten Römer gibt die andere aufgefundene Stadt Pompeji. Sie wurde erst 1748 wieder entdeckt unter einer achtzehn Fuß hohen Aschendecke. Obgleich minder groß als Herculanium, hat sie doch viele Kunstwerke und ansehnliche Gebäude besessen, und ist besonders darum so merkwürdig, weil sie jetzt offen daliegt, so daß man in die ehemals so belebten Straßen und in das Innere der Häuser, wie vor 2000 Jahren eintreten kann. Pompeji wurde zwar gleichzeitig mit Herculanium, jedoch nicht, wie dieses, mit glühender Lava, sondern bloß mit Asche bedeckt. Daher hat man sich auch vorgenommen, diese Stadt ganz an Tag zu bringen. Es gibt auf der ganzen Welt keine so interessante Ruine; alles trifft man dort an in demselben Zustande wie es zur Zeit der Verschüttung gewesen. Die Wagengeleise sieht man auf dem Pflaster. Schon kann man seine beiderseits mit Trottoirs versehenen, doch engen Straßen durchwandern; schon besucht man das Innere seiner Tempel, die Paläste seiner Vornehmen, seine Theater, seine Kramläden, seine Schenken, die Privathäuser der Bürger aus allen Klassen, deren Mauern mit Malereien geziert sind. Man hat dort Statuen, goldene und silberne Medaillen, Gefäße aller Gattungen, Ketten der Gefangenen, Armbänder der Mädchen, Büchsen mit Pillen und andern Heilmitteln, eine Wage mit ihren Gewichten in der Form eines Merkurs (des Handelsgottes), einen Ring mit dem Wort Ave (Sey gegrüßt), das ganze Werkzeug eines Walkers, und noch manch anderes Geräthe, aufgefunden, das hier herzusagen zu lang wäre. Man hat die schönste Mosaik entdeckt, welche das Alterthum uns überlassen hat. Die schönsten öffentlichen Gebäude sind: die große Säulenhalle, das Forum, der Pantheon oder Tempel Augusts, der Isisempel, der Tempel Aesculaps (des Gotts

der Medicin), das tragische Theater, das noch besser erhaltene Theater für Comedien, und das Badhaus; dieses letztere übertrifft an Pracht und schönem Geschmack alle andern Gebäude, und ist am wenigsten beschädigt. Der aufgefundene Maueranschlag, wodurch Julia Felicia, Tochter des Spurius, die Verpachtung auf fünf Jahre ihrer in einem Badhaus und neun hundert Kramläden bestehenden Güter anbietet, mag einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Stadt geben.

Wenn man in einer kleinen Stadt des zweiten Ranges einen solchen Luxus sieht, darf man sich nicht wundern daß die Römer die Gallier, die Germanen für Barbaren hielten, die damals so schlechte Wohnungen hatten, heute noch zum Theil nicht viel besser wohnen, und wenn es mit den Revolutionen so fortgeht, zuletzt in Wäldern haufen müssen. Wir nehmen jedoch diesen Titel „Barbaren“ nicht an. Sieht man wenig Marmor bei uns, so kommt es daher, weil die Natur unsern Gegenden denselben nur sparsam gewährt hat, und wir ihn mit großen Kosten von fern her beziehen müssen; prangen unsere Städte nicht mit offenen Säulengängen, so bedenke man, daß unser nördliches feuchtes Klima sich mit denselben nicht verträgt. Dagegen können wir unsere prächtigen Münster aufweisen, die durch die Kühnheit ihres Baues und ihre erstaunlichen Massen die Wunderwerke der Griechen und alten Römer übertreffen, und in den Baumeistern, die sie geschaffen, einen Genius verrathen, dem die Kunst der Baumeister des Alterthums kaum gleichkommt.

Pompeji wurde von ihrem Unglück so überrascht, daß von den Einwohnern wahrscheinlich wenige sich gerettet haben. Man hatte bis zum Jahr 1830 die Leichname von 153 Personen entdeckt, deren mehrere gerade mit häuslichen Verrichtungen beschäftigt waren; unter andern hat man vor dem Eingang eines Tempels einen Priester gefunden mit einem Opfergefäß in der Hand.

In der Nacht vom 1. Februar 1850 hat der Besuv Feuer ausgespien. Nachdem er drei Tage lang im Innern gebrummt hatte, ist er auf einmal zerplatzt wie eine mit Pulver überladene Kanone. Stellet sich ein hoch in die Lüfte sich erhebender Springbrunnen, der sich endlich wie ein Fächer ausbreitet, und nach allen Seiten hin herabsinkt; nur besteht dieser Regen, anstatt aus Wasser, aus brennender Lava mit Dampf und Steinen vermischt. Es war dieß der 47ste Ausbruch seit 79, und der 5te seit Anfang dieses Jahrhunderts. Der heftigste Ausbruch geschah im J. 1036, und der mörderlichste im J. 1682, weil damals Leute sich nicht geschaut hatten, den Berg bis oben zu bewohnen. Der Ausbruch von

1737 hat sechs Wochen gedauert; der von 1760 mehrere Monate; ein anderer, 1766, hat sechs und dreißig Tage lang ununterbrochen gewüthet.

Der letzte, der an Heftigkeit und besonders an Dauer den meisten frühern nachsteht, wird jedoch einige Verheerungen angerichtet haben. Die Lava entströmte aus zwei Oeffnungen, langsam vorschreitend; nichts kann ihr widerstehen. Stößt sie an ein Hinderniß, so windet sie sich um dasselbe wie eine Schlange, und zermalmt es mit ihren feuerigen Klauen. Bei ihrer Annäherung legen sich die Bäume nieder, die Felder werden kahl, die Häuser stürzen ein. Mehrere Personen sollen das Opfer ihrer Neugierde geworden seyn. Der vorlezte Ausbruch hat 1834 statt gehabt; also hat der Vulkan sechzehn Jahre lang geschlafen. Gewöhnlich ruht er nicht so lang. Man hat bemerkt daß seine vier und zwanzig Ausbrüche im achtzehnten Jahrhundert in einer periodischen fast regelmäßigen Ordnung auf einander gefolgt sind.

### Ueber das Steuerwesen.

Man hat sich in Frankreich auf alle Seiten gewendet um das Mittel auffindig zu machen, wodurch man dem Staate Geld genug zur Bestreitung seiner Ausgaben verschaffe, ohne den Steuerpflichtigen zu drücken. Eine schwierige Aufgabe, mit Lösung welcher der hinkende Bote sich nicht abgeben will, weil er, dem es schon sauer genug wird, sein eigenes Haushaltungsbudget in's Gleichgewicht zu bringen, sich nicht, wie so mancher arme Schlucker, zum Führer und Lenker des ungeheuern Staatshaushalts aufwerfen mag. Nur will er erzählen wie die Engländer besteuert sind, nach einer Rede, welche Lord Brougham über die Abgaben in England, vor seiner Ernennung zum Kanzler, gehalten hat. Er drückte sich mit folgenden Worten aus, die wir getreu übersetzen:

Wir zahlen Abgaben von allem was in den Mund kommt, den Rücken bedeckt, oder unter unsern Füßen liegt;

Abgaben auf alles was angenehm zu sehen, zu hören, zu fühlen, zu riechen und zu schmecken ist;

Abgaben auf alles was auf der Erde, im Wasser und unter der Erde ist;

Abgaben auf alles was vom Ausland kommt, und was bei uns wächst;

Abgaben auf die rohe Materie, und auf den Werth den ihr die Industrie des Menschen ertheilt;

Abgaben auf die Bräuen welche den Appetit des Menschen erwecken, und auf die Medizin die seine Gesundheit wieder herstellt;

Abgaben auf den Hermelin welcher den Richter bekleidet, und auf den Strick der den Verbrecher erdroffelt;

Abgaben auf den Strauß der Hochzeiterin, und auf die Nägel des Sargs.

Im Bett, an Bord des Schiffs, beim Aufgang, beim Niedergang muß man zahlen.

Der Schüler peitscht seinen besteuerten Kreisler mit einer besteuerten Peitsche.

Der Erwachsene leitet sein besteuertes Pferd mit einem besteuerten Zügel auf einer besteuerten Straße.

Schließlich gießt ein Engländer auf seinem Todsbette eine Arznei, zu 7 Procent tarirt, in einen zu 15 Procent besteuerten Kessel, wirft sich hierauf auf sein cattunenes Bett, das 22 vom Hundert Laxe bezahlt; er macht sein Testament auf Stempelpapier das 8 Pfund Sterling gekostet, und gibt den Geist auf in den Armen eines Apothekers, der für das Recht ihn in die andere Welt zu schicken 100 Pfund bezahlt hat. Seine Güter sind mit 2 bis 10 Procent besteuert; man verlangt noch eine ungeheure Gebühr um ihn auf dem Kirchhof zu begraben; seine Tugenden werden auf einem besteuerten Marmor der Nachwelt übermacht; und dann erst wann er mit seinen Vätern vereint ist, zahlt er keine Steuern mehr.

Daß der Engländer so viele Steuern zu bezahlen hat, ist kein Wunder. Die Staatsschuld ist ungeheuer, daher auch jährlich ungeheure Zinse zu zahlen sind. Die französische Staatsschuld, obwohl sie durch die aufeinander folgenden Revolutionen auf eine respectable Höhe gewachsen, ist noch ein Zwerg im Vergleich mit dem englischen Riesen; kommen aber noch ein paar Ummwälzungen hinzu, so wird sie der englischen Schuld nicht viel mehr nachstehen. Diese letztere aber, wenn sie in Silberthalern aufgehäuft da läge, würde einen beträchtlichen Silberberg bilden, dessen Höhe und Umfang ich euch berechnen könnte, wenn ich mir die Mühe geben wollte. So viel ist davon wahr, daß alles gemünzte Silber Europa's kaum hinreichte sie abzuzahlen.

### Schicksale und Wanderungen der Königskrone von Ungarn.

Ob dieses kostbare, hier treu abgebildete Diadem noch unverfehrt und bloß verhehlt ist, weiß man nicht. Ganz Ungarn ist erobert, und nirgends wurde dieses Kleinod gefunden. Man vermuthet, Kossuth habe es mitgenommen als er die Flucht ergriff. Da hätte also zum zweiten Male die Krone Ungarns die türkische Grenze überschritten.



Die Geschichte dieser Krone ist interessant, und innig mit der Geschichte des so sehr bewegten Lebens einiger Könige verbunden, welche die selbe getragen haben.

Die Magyaren legen eine abergläubische Wichtigkeit auf diese Reliquie ihrer alten Monarchie. Es geht von ihr die Sage, sie sey von den Engeln für die Krönung Stephans des Heiligen im Jahr 1001 verfertigt worden; glaubwürdiger behauptet die Geschichte, Papst Solvester II habe sie dem König Stephan zum Geschenk geschickt: sie ist also ein Alterthum von 848 Jahren.

Im Jahr 1072, erhielt Herzog Geisa vom griechischen Kaiser eine königliche Binde von gebiegenem Gold; als er später zum Könige von Ungarn erwählt worden, vereinigte er diese Binde mit dem Diadem Sanct-Stephans, wornach die Krone Ungarns aus zwei königlichen Insignien besteht.

Als, 1301, das Geschlecht der Arpaden erlosch, wurden zu gleicher Zeit zwei Kronbewerber gewählt. Eine Partei wählte Robert von Anjou und Neapel; die andere ernannte den jungen Bewerber von Böhmen. Die Sache dieses letztern Bewerbers wurde schlecht vertheidigt, und schien schon fast aufgegeben, als der Vater desselben, König Wenzel von Böhmen, an der Spitze eines Heeres bis Ofen vorrückte, und seinen Sohn sammt der Krone nach Prag zurückbrachte.

Darauf schritten die Ungarn zur entscheidenden Wahl und ernannten Otto von Baiern, dem der alte Wenzel die Krone übersandte. Um Besitz von seinem Throne zu nehmen, durchwanderte Otto Desterreich incognito und hatte die Krone bei sich als ein Hausgeräthe. Sie hieng, in einer Schachtel verwahrt, am Sattelknospe eines deutschen Grafen seines Gefolgs, der eines Morgens wahrnahm daß er sie in der Nacht verloren hatte. Sie befanden sich damals zu Fischerment, oberhalb Wien, wo sie über den Fluß setzen wollten; sie kehrten auf dem nemlichen Wege zurück, und fanden glücklicherweise die Schachtel sammt ihrem Inhalt.

Im Jahr 1307 begab sich Otto nach Siebenbürgen, um den Waiwod Ladislas für seine Partei zu gewinnen; dieser aber bemächtigte sich der Krone und hielt Otto gefangen zurück. Nach einiger Zeit ließ er ihn los, befiel aber die Krone drei Jahre lang. Als sich aber die Ungarn anschickten, ihn mit einem Vertilgungskriege zu überziehen, gerieth er in Angst, und gab, 1310, die Krone heraus.

Im Jahr 1439, nach dem Tode des Kaisers Albert IV, geschah wieder eine doppelte Wahl: die beiden Nebenbuhler waren Wladislas von Polen und Ladislas, Sohn Alberts. Die vermittelte Kaiserin nahm sich vor, ihren Sohn krönen zu lassen, und um dieses zu vollbringen, ließ sie auf eine

geschickte Weise, durch eine ihrer Hofdamen, die Krone entwendet, welche im Schloß von Willegrad sorgfältig aufbewahrt war. Die Kaiserin verfezte sie im Jahr 1441 um 2500 Goldgulden beim Kaiser Friedrich IV. Mathias Corvinus lösete sie wieder ein und legte sie wieder zu Willegrad in Verwahr. Nach der Schlacht von Mohacs wurde sie wieder, und abermals durch ein Frauenzimmer, entwendet, um Johann Zapolya zu krönen. Zapolya vertraute sie dem Preny an, der sie an Kaiser Ferdinand I auslieferte. Der Kaiser ließ sich im Jahr 1527 damit krönen, und bald darauf fiel diese Krone in die Hände der Türken.

Nach seiner Zurückkunft von der Belagerung Wiens, zeigte sie Soliman seinen Janitscharen, gab aber aus, sie wäre das Diadem Nushirvan's, eines berühmten persischen Feldherrn. Soliman schickte sie seinem Schützling Zapolya; die Wittwe Zapolya's gab sie dem Kaiser Ferdinand zurück. Rudolph II ließ dieselbe nach Prag bringen; Mathias II schickte sie nach Preßburg, wo sie im Jahr 1619 durch Bethlem Gabor erobert wurde. Nach dem zu Nicolsburg geschlossenen Frieden, wurde sie an Kaiser Ferdinand II ausgeliefert.

Kaiser Joseph II brachte sie mit nach Wien; Leopold ließ sie wieder nach Ungarn bringen.

Als General Windischgrätz Pest einnahm, flüchtete sich Kossuth mit derselben, und seitdem war sie stets in den Händen der ungarischen Insurrektionsregierung gewesen. Da jetzt aber die Mitglieder dieser Regierung zerstreut sind, sollte das Wanderleben dieser Krone ein Ende genommen haben. Was ist aber aus ihr geworden? Darauf kann man noch keine bestimmte Antwort geben. Einige sagen, sie sey in's Geheim vergraben worden; Andere, Kossuth habe die Edelsteine davon genommen, um die Türken damit zu bestechen, und das goldene Diadem Geisa's habe er umgeschmolzen. Diese letzte Behauptung ist nicht bewiesen, und wenig wahrscheinlich, denn Kossuth ist ein zu guter Ungar, um eine so ehrwürdige Reliquie, welche seine Nation so tief verehrt und als ein Palladium ansieht, zu zerstören und vergeuden.

Das Kreuz ober der Krone ist gebogen, wie man sieht, eine Folge der Hast mit welcher dieses Diadem so oft von einer Stelle zur andern entfernt werden mußte.

### Einzug des Papstes Pius IX zu Rom.

(Mit einer großen Abbildung.)

Nach einer Abwesenheit von siebenzehn Monaten, hat Pius IX erachtet, daß endlich die Umstände ihm die Rückkehr in seine Staaten erlaubten. Die Hoffnung, den Papst wieder in der Hauptstadt der Christenheit zu sehen, war so oft schon vereitelt worden, daß man sich kaum getraute der frohen Nachricht Glauben beizumessen, die sich verbreitete, der heilige Vater, über die Lage der Sachen nun beruhigt, habe sich entschlossen seine Rückkehr anzutreten.

Wir wollen die Begebenheiten, welche sich zu Rom, seit seiner Einnahme durch die französischen Truppen, zugetragen haben, übergehen. Einige lärmende Zusammenrottungen, einige ausgestoßene feindselige Ausrufungen, einige im Finstern verübte Mordmorde, welche sich die noch zurückgebliebenen Anhänger Mazzini's und Garibaldi's erlaubt haben, und die bald von der französischen Besatzung so ernstlich gerügt worden sind, daß diese Ruhestörer zum Stillschweigen und zur Ohnmacht verwiesen wurden, sind des Erwährens nicht werth.

An den beim Einzug des heiligen Vaters so allgemeinen, so lauten, so ungeheuchelten Freudenbezeugungen wird man die Gesinnungen des

wahren römischen Volkes erkennen, das, vom Druck der fremden Vanden erlöst, sich nun ohne Scheu äußern darf.

Unsere Feder ist zu schwach, den großen Jubel erzählen, und unsere Abbildung zu beschränkt, um alle Scenen dieses schönen Triumphzugs darstellen zu können; sie stellt den Moment vor, wo der Papst auf dem Sanct-Peters-Platz angelangt ist, und wo sein Wagen gegen die Sanct-Peters-Kirche einbiegt.

Den 12. April 1850, vor Mittag, füllte sich der Platz vor der Basilica Sanct-Johann-vom-Latran mit Menschen an, die sich bis um zwei Uhr stets mehr anhäuften, und desgleichen in allen Straßen bis zum Vatican, wo der päpstliche Zug durchzugehen hatte; alle Fenster, alle Altäre waren dicht mit Menschen besetzt.

Viele hatten die Stadt verlassen, um so früher den Papst begrüßen zu können, und der Andrang war so groß gewesen, daß Familien zwanzig Scudi für ein Gefährt bezahlten, welches sie dem heiligen Vater entgegen führe. Die französischen und die päpstlichen Truppen, alle unter den Befehlen des General Baraguay-d'Hilliers, waren überall aufgestellt; und eine französische Batterie am

heidenden  
dem der  
Besitz von  
erte Otto  
te bei sich  
Schwach-  
deutschen  
ns wahr-  
atte. Sie  
oberhalb  
lten; sie  
und fam-  
nt ihrem

Siebens-  
eine Par-  
te sich der  
k. Nach  
die Krone  
ngarn an-  
kriege zu  
ab, 1310,

s Kaisers  
Wahl: die  
von Polen  
ttigte Kai-  
zu lassen,  
e auf eine

schildlichen Orte aufgezplant, um dem einziehenden Landesherrn die Ehrenschnisse abzufeuern.

Endlich erreichte der Papst den Ort wo ihn die französischen Truppen und eine Menge Römer erwarteten; von allen Seiten ertönte der Ruf: Hoch lebe der Papst! hoch lebe die Religion! Heiliger Vater, Euer Segen! hoch lebe der Papst! und die Sacktücher weheten über den Köpfen, wie die reifen Garben im Felde. Als die Empfangs-Ceremonie vollendet und der Papst wieder in seinen Reisewagen gestiegen war, setzte sich der Zug in Gang, in folgender Ordnung:

An der Spitze, die französischen Jäger zu Pferde; dann, in einer kleinen Entfernung päpstliche Dragoner und ein Peloton Beliten; hiernach französische Dragoner mit ihrer Musik, ein General mit seinen Adjutanten; eine Abtheilung französischer Gendarmen, denen ein anderer General, von Oberoffizieren umringt, folgte; dann kamen die Läufer des apostolischen Palastes, die Nobelgarde, endlich der Wagen des Papstes, an dessen rechtem Schlage der französische Obergeneral ritt, und am linken der Commandant der Nobelgarde, nebenher auf beiden Seiten französische Offiziere zu Fuß.

Dem Wagen des Papstes folgte der Generalstab des Obercommando's, Nobelgarden und französische Dragoner. Den Zug beschloß eine lange Reihe Kutschen, der Cardinäle, der Municipalität und der Gesandten.

In der Stadt war der Papst um vier Uhr erwartet. Aller Augen waren in die Ferne gerichtet. Zur bestimmten Stunde sah man von weitem einen Kurier ansprengen, der das Annähen des Zugs ankündigte. Seine Ankunft diente zum Signal für die Artillerie, und die Ehrenschnisse begannen. Eine dicke Staubwolke und der Glanz der Helme der Begleitungsgruppen des Papstes verkündeten seine baldige Ankunft. Das Volk verläßt die Mauern, steigt von den Bäumen herab, und eilt dem heiligen Vater entgegen. Da öffnet sich die Hauptpforte der lateranischen Basilica. Sieben roth-gelbe Fahnen, mit Glöckchen versehen, treten heraus mit dem Domkapitel von Sanct-Johann-vom-Latran, um dem Papst entgegen zu gehen. Vor ihm her wird das hochverehrte Kreuz getragen, welches Karl der Große, der Frankenkaiser, geschenkt hat.

Der Reisewagen des Papstes schreitet langsam heran, unter dem tausendfältigen Rufe Viva il Papa! viva il Santo Padre! Der Papst steigt aus, besteigt die Freitreppe der Basilica, indem er die auf die Kniee gefallenen Soldaten und Um-

stehenden segnet; er ist von weitem erkennbar an seinem weißen Häppchen und an dem vor ihm her getragenen Kreuze. Im Innern des Doms erschallen Trompeten und Trommelrühren. Nachdem der Papst und sein Gefolge eingetreten, strömt die Menge nach, so viel der Dom fassen kann.

Nach vollendeter Feierlichkeit bei dieser ersten Kirchenstation, besteigt Pius IX einen rothen sechsspännigen Galawagen, vor und hinter welchem die Nobelgarden, lauter Jünglinge aus den vornehmsten römischen Familien, einhergehen: General Baraguay-d'Hilliers und der Commandant dieser Garde reiten, wie früher, neben den Kutschenschlägen. Die Cardinäle, die Gesandtschaften folgen in ihren Wagen. Auf der ganzen Strecke wodurch der Zug bis zum Vatican sich zu bewegen hat, sind alle Häuser mit Tapeten behangen, und die Fenster von Zuschauern überfüllt, welche ihre Tücher hin und her bewegen, mitunter auch einen Blumenregen auswerfen.

Jetzt donnern die Kanonen der Engelsburg. Vor der Sanct-Peters-Kirche angelangt, steigt der Papst wieder aus, besteigt die Vortreppe, rechts und links seinen Segen den knienden Truppen und dem auf den Knien hingestreckten Volke ertheilend. Die Hauptpforte ist geöffnet, ihn einzulassen; und der heilige Vater zieht langsamen Schrittes durch das ungeheure Kirchenschiff an seinen Sitz neben dem Hochaltar. Das Te Deum wird abgesungen, der Cardinaldechant ertheilt den Segen mit dem Hochwürdigsten. Die Pracht dieser Feierlichkeit zu beschreiben, ist der Feder unmöglich. Zuerst segnet der Celebrant den heiligen Vater, dann wendet er sich gegen die vier Theile der Welt, um der ganzen Christenheit den Segen zu ertheilen. Dann richtet sich der Papst gegen die berühmte Statue des heiligen Petrus, der er den ehernen Fuß küßt, wo Millionen von Christen ihren Mund schon angelegt, und ihn so zu sagen abgenüßt haben. Hierauf begab sich der Papst in den Vatican, wo der Obergeneral vom heiligen Vater Abschied nahm, den er wieder in seinen Palast zurückgeführt hat.

Nun ist der Wunsch Roms, des Staats, Europa's und der ganzen christlichen Welt erfüllt. Abends um halb 10 Uhr erglänzte Rom von vielen tausend Lampen. Die ganze Stadt, die kleinsten Häuser wie die reichsten Paläste, waren beleuchtet. Rom ist wieder das alte Rom, seine Einwohner wieder das wahre römische Volk.

Wir haben den Einzug des Papstes zu Rom so eben gesehen, aber was vorhergegangen, und was darauf gefolgt ist, verdient nicht weniger bekannt gemacht zu werden.

ar an  
in her  
erschals  
ebden  
strömt  
sann.  
ersten  
rothen  
wel-  
so den  
gehen:  
umman-  
en den  
esands-  
gängen  
in sich  
apeten  
über-  
wegen,  
sen.  
sburg.  
steigt  
treppe.  
Trup-  
Wolke  
in ein-  
stamen  
hiff an  
Deam  
eilt den  
ist die-  
der un-  
sölligen  
Telle  
Segen  
gegen  
der er  
Ehrsten  
u fogen  
dass in  
beiligen  
seinen  
16, Cu-  
erfüllt.  
von vier  
le Heins  
aren des  
seine  
olk.  
a Rom  
en, und  
weniger



Eine Anekdote, die uns als wahr verbürgt werden, gibt uns eine vortreffliche Ansicht der Gesinnungen des heiligen Vaters, und der Kraft die er äußern mußte, um alle Hindernisse und Einwendungen zu beseitigen, die man seiner Rückkehr entgegen setzte. Man hatte sich vorgenommen, ihn zu Terracina (im Kirchenstaat) festzubaltem, und hatte, zu diesem Zwecke, daselbst den Palast prächtig zubereitet. Nach einer Menge von Vorstellungen, deren Schlüsselwort stets dahinging, ihn von der Gefahr abzubaltem, sich den Händen der Franzosen anzuvertrauen, sagte endlich der Einredner: „Wenigstens bewahren Sie Ihre hohe Würde, heiliger Vater, und setzen Sie Ihren heiligen Charakter dem Späterreien einer glaudenslosen Armee nicht aus. Sie werden sehen daß die französischen Soldaten Ihren Segen verböhen, und sich weigern werden, denselben kniend zu empfangen: dies wäre ein großes Verhängnis.“

— „Je nun! erwiderte Pius, wenn sie nicht niederknien wollen, so werde ich sie stehend segnen.“ Darauf verflummte der Einredner, und die Reise wurde fortgesetzt.

Seine ersten Trostworte, seine ersten Segnungen und Geschenke wollte Pius IX den verwundeten und kranken französischen Soldaten bringen. Sein erster Auszug galt also dem Militärspital Sanct-Andreas-vom-Quirinal, wo er sich, unverheißt und freiwegs angemeldet, am Abend des 16. April hinbegab. Es war gerade zur Stunde, wo das ganze Bedienungspersonal abwesend war: also waren weder Verze, noch Almosenier, noch selbst barmherzige Schwestern gegenwärtig; niemand als die Kranken, die Krankenschwester und der rechnungsführende Offizier. An diesen wendete sich Pius: „Ich komme, sagt er, die armen Soldaten heimzusuchen, die wegen meiner verwundet worden. Wollen Sie mich hingleiten?“ Mit diesen Worten richtet der heilige Vater sich der Treppe zu, die zu den Krankensälen führt, bestreigt dieselbe schnell, auf den Arm des Offiziers geleitet, den er seinen lieben Sohn nennt, und welcher darüber bis zu Thränen gerührt wurde.

Einige Convalescenten die sich im Hofe aufgehalten, waren schnell zu ihren Kameraden geeilt, um ihnen den hohen Besuch anzukünden. Als daher der heilige Vater den ersten Saal betrat, war alles in großer Aufregung. Diejenigen die aufstehen, liefen ihm entgegen, sanken auf die Knie und bedeckten seine Füße mit Küffen; diejenigen die aufsitzen konnten, verließen das Bett, zogen sich eiligst an, und gesellten sich zu den andern, die den Papst umringten. Diejenigen die nicht im Stande sind ihr Bett zu verlassen, legen ihr Schmerzlager zurecht, ziehen ihre Mühen ab,

setzen sich aufrecht, und erwarten so das Botsübergeben des heiligen Vaters. Dieser richtet, in französischer Sprache, Trostworte an Alle, muntert sie auf zur Geduld, zur Ergebung in den göttlichen Willen; er danket ihnen für das was sie der Kirche geleistet haben, verspricht ihnen den Lohn und den Segen des Himmels; hierauf theilt er die mitgebrachten Geschenke aus, elfenbeinere Cruzifixe mit einem silbernen Christus, Medaillen, Rosenkränze, nach ihrer Wahl, alles geweiht: manche erhielten, auf ihr Begehren, zwei bis dreierlei solcher frommen Denzzeichen.

Da der Papst Willens gewesen, den Spital der heiligen Dominicus und Eustas ebenfalls zu besuchen, hatte er das Mitgebrachte in zwei gleiche Theile absondern lassen, wovon einer für den andern Spital bestimmt war. Man drang aber hier so begierig auf ihn ein, daß er alles hingab. Genöthigt um seinen Besuch des andern Spitals aufzuschieben, sagte er lächelnd: „Ihr habet mich angebetelt, jetzt habe ich nichts mehr für eure Kameraden; wohl an, es sey für ein andermal.“ Hierauf verließ er die Kranken, die über die Theilhaftigkeit des hohen Kirchenfürsten so verwundert als erbaunt waren.

Nun bleibt uns noch die Ceremonie des dem französischen Expeditionskorps ertheilten Segens zu beschreiben.

Man hatte vor dem Hauptportale der Sanct-Peters-Kirche ein mit Taveren behangenes Gerüst aufgeschlagen für den Papst und sein Gefolge. Gegen 3 Uhr stellten sich die Truppen auf dem Platze auf. Um 4 Uhr kam der Obergeneral, zu Pferde, mit seinem ganzen Stabe an. Während die Truppen sich in ihre Reihen stellten, erblickte man an einem Fenster 25 Varikant eine weißgekleidete Person, die von diesem schönen Männer die Augen nicht verwundete: es war der Papst, der diese militärische Parade sehen wollte.

Um halb 5 Uhr verließ Pius sein Kabinett, und kam auf den Platz, rechts vom Cardinal Davout, links vom Cardinal Antonelli begleitet. Einige Prälaten, die Nebelgarde und die Schweizergarde folgten. Im Augenblick wo der Papst unter dem Pavillon der Sanct-Peters-Kirche betrat, rührten die Tambours die Trommeln, die Glocken von Sanct-Peter ertönen, und die Engelsburg feierte ihre Kanonensalven, ab. Als der heilige Vater auf der Estrade erschien, wurde das Trommelschlagen eingestellt, und der General rief mit lauter Stimme das Kommando: Genoux terre! In einem Augenblick fiel die ganze Armee wie ein Mann auf das Knie nieder, und der Papst begann mit lauter Stimme die Worte des

Segensspruchs, denen hundert tausend Stimmen antworteten. Die starke Stimme des Papstes wurde von dem größten Theile der ungeheuren Menge deutlich vernommen. Es war ein erhabener Moment als der heilige Vater beide Hände zum Himmel erhob, um die Segnungen des Gottes der Heerschaaren zu erbitten, die er über das bewaffnete vor seinen Füßen kniende Frankreich ausbreiten sollte. Ein allgemeines Amen antwortete dem Segensspruche. Auf ein zweites Kommando des Obergenerals erhob sich die ganze Menge mit dem Ausrufe: Viva il Papa!

Hierauf schickten sich die Truppen zum Defil-

### Episode aus der Belagerung Rom's.

Obschon wir voriges Jahr die Revolution von Rom und die Einnahme der großen Stadt beschrieben haben, und dieselbe heut zu Tage schon zur Geschichte der Vergangenheit gehört, so mag doch folgende Episode unsere Leser interessieren, indem sie ein Licht wirft über die Stimmung des römischen Volkes, und über die Heldenthaten ihrer sogenannten Befreier, der Banditienscharen Garibaldi's, aus allen Ländern zusammengerast. Ein französischer Offizier des italienischen Heers erzählt den Vorgang mit folgenden Worten, die wir nur in's Deutsch übersetzen:

„Ich war Augenzeuge von dieser Scene, indem ich die Person zu ihrer Sicherheit begleitete, welche am Ende darin vorkommt.“

„Es war am Einzugstage der Franzosen in Rom. Der General Dubinet mit seiner Armee defilte in der ewigen Stadt zwischen den Denkmälern der Geschichte und der Kunst, welche unsre Bomben so sorgfältig verschont hatten. Garibaldi, mit seiner aus allen Ländern zusammengerasteten Legion, war aus einem entgegengesetzten Thore erschienen.“

„Eine römische Bauernfamilie war in ihrem bescheidenen Häuschen vereint, das zwei Meilen von der großen Stadt, und auf der den Belagerungsoperationen entgegengesetzten Seite gelegen ist. Die Stube zu ebener Erde, wo sie sich aufhielt, hatte zu ihrem Geräthe ein Ueberrest von einem Tische, einige zerfallene Stühle, ein mit Fetzen bedecktes Bett, eine eingeschlagene zerwühlte Kiste, ein mit Säbelhieben zerhauenes altes heiligen-Gewälde, und ein Cruzifix von Eisenblein, dem der Kopf fehlte.“

„Der Vater und die Mutter, Tadeo und Maria Cortoni, zwei starke Gestalten, wie man sie bei der Transilvanertruppen antrifft, saßen traurig vor ihrem Herde ohne Feuer. Ihre drei Kinder,

ren an. Der Obergeneral mit seinem Generalstab gieng an der Spitze, und begrüßte den Papst mit gefenktem Degen, worauf alle Abtheilungen in schönster Ordnung folgten. Wie eine Fahne gesenkt vorbeigieng, erhob der Papst die Hand um sie zu segnen. Alle Offiziere senkten im Vorbeigehen den Degen. Das Defilee beschloß das schöne Dragoner-Regiment. Hierauf trat der Obergeneral bis zum Fuße der Estrade, und grüßte auf ein Neues den Kirchenfürsten, der ihm einen Gengengruß zuneigte, und zweimal die Hände auf sein Herz legte, um ihm seinen Dank zu bezeigen. Damit endete diese erhabene Feierlichkeit.“

Simone, Pietro und Monna, zwischen vierzehn und zwanzig Jahre alt, saßen sich schweigend an, oder redeten leise miteinander, herrchend auf den Lärm, der außerhalb entstand. Eine sechste Person stellte unter diesen betrübten Leuten die komische Figur vor: es war ein schwächlicher Engländer mit rothen Haaren und blühendem Gesichte, der von London gekommen war um die Belagerung zu sehen, wie man in's Theater oder zu einem Wettrennen geht, und der vor einigen Tagen, beim Herabsteigen von einem Baume wo er dem Bombenfluge zugeschaut, sich den Fuß verrenkt hatte. Auf einem Lehnsessel hingestreckt, erfüllte er das Haus mit Seufzen und Wehzen, untröstlich, daß er dem Einzug der Franzosen in Rom nicht bewohnen könne, ein Schauspiel das er gerne mit tausend Pfund Sterling bezahlt hätte. Als Kanonensalven verkündeten daß unsere Fahne auf der Sanct-Peters-Kirche aufgezogen werde, erhob sich Tadeo, als sey er von einer großen Last erleichtert.

„— Fremde für Fremde, sagte er, sind mir die doch lieber welche uns den Frieden wieder verschaffen, als die welche uns den Bürgerkrieg geben: die welche den heiligen Vater wieder auf den Thron setzen, als die welche ihn herabgerissen und fortgezogen haben... Und mit seiner Familie sich vor dem geköpften Cruzifix auf die Knie werfend, betete er andächtig das Te Deum, zog dann eine Denkmünze Pius 8 IX von der Brust hervor, küßte sie und gab sie seinen Kindern zu küssen.“

„Inzwischen hatte der Engländer in Verzweiflung mehrmals ausgerufen: Goddam! daß ich nicht einmal ein Carricola habe, um mich nach Rom zu führen!“

„Möglich hielten zwei Reiter vor der Thür, stiegen ab und traten ein. Ihre Anzug gleich ziemlich einer Verkleidung, Waffen glänzten unter ihren Mänteln. Beforderniß und Wuth malte sich auf ihren Gesichtern. Der Ältere trug eine schwarze barretartige Kopfbedeckung über seinen langen

Haaren, geschicht.

„Er und ver-

„drei Blü-

„kannst

„—

„dem Um-

„der Fran-

„—

„mögen

„unsere

„ten, ist

„Der

„Bewün-

„theidigen

„ihm mit

„folgen w-

„fen, in

„Triumv-

„—

„der Ban-

„mich an-

„Signor,

„vierzehn

„jose um

„eigener

„ist, hätte

„Lag de

„sich für

„nicht ein

„Abenteu-

„mein Ho-

„führen.“

„—

„—

„—

„—



Haaren, und sein ganzes Aeußere verrieth einen geschickten und tapfern Krieger.

„Er maß die Bauern mit einem scharfen Blick, und verlangte einen Schluck Wein. Ladeo füllte drei Gläser, und wollte dem Fremden zutrinken.

„— Der Befreiung Roms! sagte der Unbekannte mit ernster Stimme, sein Glas erhebend.

„— Wie verstehen Sie dieß?

„— Wie jeder gute Römer es verstehen soll: dem Umsturz des Tyrannen, und der Vertilgung der Franzosen!

„— Ist es so gemeint, erwiderte Ladeo, so mögen Sie allein trinken... Die Franzosen sind unsere Befreier, und der den Sie Tyrann schelten, ist unser Vater.

„Der Unbekannte biß sich die Lippe, brach in Bervünschungen gegen den Papst und seine Vertheidiger aus. Dann forderte er den Ladeo auf, ihm mit den übrigen Bewohnern des Dorfes zu folgen und der Legion Garibaldi's sich anzuschließen, um die Franzosen zu zernichten und die Triumvirn wieder herzustellen.

„— Ich die Triumvirn wieder aufrichten! rief der Bauer aus; ich den Soldaten Garibaldi's mich anschließen! Wenn Sie einer derselben sind, Signor, hören Sie meine Geschichte an. Vor vierzehn Tagen, sprach uns ein verwundeter Franzose um eine Zuflucht an. Wenn es Garibaldi in eigener Person gewesen wäre, so verhaftet er mir ist, hätte ich ihn aufgenommen und gepflegt. Den Tag darauf fielen Soldaten von Garibaldi, die sich für Römer und Rächer Roms ausgaben, die nicht einmal in unserer Sprache sich ausdrückten, Abenteuerer aus ich weiß nicht welchem Lande, in mein Haus. Sie wollten mir meinen Gast wegführen. Ich vertheidigte ihn nach Pflicht. Dann

— Sehen Sie diese Geräthschaften die ich von meinem Vater geerbt habe — sie haben sie in Stücke geschlagen! Sehen Sie dieses fromme Gemälde, die Zierde meiner armen Wohnung, sie haben es mit Säbelhieben zerschnitten. Sehen Sie dieses zerfetzte Familienbett, sie haben es so zugerichtet! Sehen Sie diese Truhe die meine Haberschaft enthielt, sie haben sie eingeschlagen und zerstört. Das ist noch nicht alles. Kommen Sie in dieses Nebenzimmer, setzte der Bauer hinzu, indem er den Fremden hineinstieß und ihm einen jungen Menschen zeigte, der sich von einer entsetzlichen Wunde kaum erholt hatte... Dieser ist mein ältester Sohn, den sie feig überfielen, als er mit seinem Leibe unsern Gast bedeckte. Nun, wir haben ihn doch gerettet. Aber die Banditen haben noch an diesem letzten Kleinode meines Hauses ihre Rache gekühlt — er deutete auf das

Cruzifix — sie haben ihm den Kopf weggeschossen, Lästerungen ausstoßend die ich nicht verstanden habe; denn, ich wiederhole es, diese Leute sprachen nicht italienisch... Diesen Befreier, diesen Waffengefährten sollten wir uns anschließen! — Zurück! Nimmermehr!

„So entschlossen sie waren, erblickten doch beide Reiter und sahen sich ängstlich an.

„Da sagte der eine, der noch nicht den Mund geöffnet, zum andern: So werden uns alle römischen Bauern empfangen, ich hab' es Ihnen voraus gesagt.

„— So bliebe uns denn keine Aussicht übrig, seufzte der ältere, wir müssen die Romagna verlassen.

„— Wohlan, fieng Ladeo wieder an, weil es doch auf eine Menschen-Vernichtung getrunken seyn soll, so kann ich nur auf die Garibaldi's und seines Gefindels trinken... Mögen die Franzosen sein Werk zerstören wie ich dieses Glas zerbreche.

„Und eben wollte er dasselbe in Stücke stoßen, als ihn der jüngere Reiter mit den Worten zurückhielt: Laßt uns Niemanden den Tod anwünschen; und beide entfernen sich, bestiegen ihre Pferde und sprengten davon auf der Straße nach Neapel.

„Fünf Minuten darauf trat zitternd eine junge Französin ein, welche Tags zuvor, aus Furcht vor der Bombardirung, Rom verlassen, und mit ihrer Bedeckung, die ich anführte, bei diesem Bauernhause Halt gemacht hatte; von ihr erfuhren die Bauern, daß beide Reiter die so eben ihre Hütte verlassen, und die sie trotz ihrer Verkleidung erkannt hatte, Garibaldi und sein Flügeladjutant gewesen.

„— Teufel! also war es Garibaldi selber, rief Ladeo aus, der seine Waffen ergriff und mit seinem Sohne hinauslief.

„Man erzählte uns was so eben vorgefallen. — Leider, seufzte die Mutter, wenn sie ihn auch erschlugen, wer gäbe uns das zurück, um was uns die Banditen gebracht haben?

„Ich! rief lebhaft Sir Eduard aus, dem plötzlich ein Licht aufgegangen, indem er seine von Gold strohende Börse hinhielt. Die Räuber haben Euch euern Karren und eure Ochsen gelassen. Leihet mir sie, ich ersetze Euch doppelt alles Verlorne, wenn Ihr mich nach Rom führet um den Einzug der Franzosen zu sehen.“

### Neue Figuren-Uhr.

Der berühmte Mechaniker welcher sich durch die Schöpfung der kunstreichen astronomischen

Münster-Uhr von Straßburg\* verewigte, hat einen tüchtigen Nachahmer gefunden, der um so mehr Bewunderung erregt, als er wahrscheinlich die tiefen Kenntnisse des Herrn Schwilgue nicht besitzt.

Auf dem rechten Ufer des Lot, unfern von der Brücke von Liguillon, wohnt ein Bauer, Namens Joseph Cuffon. Dieser junge Mann, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, der keinen andern Unterricht erhalten hat, als den man in den Landgemeinden ertheilt, hat unlängst ein Meisterstück vollendet, das ausgebreitete Kenntnisse in der Mathematik und der Mechanik vermuthen läßt. Es ist dieß eine hölzerne Uhr, welche der Erfinder mit Recht einen beweglichen Kalender nennt. Daran sind verschiedene Zifferplatten angebracht um die Stunden, die Sekunden anzuzeigen, wie auch die Wochentage, die Daten der Monate, die Jahre und die Jahrhunderte, den Auf- und Niedergang der Sonne, des Mondes und dergleichen.

Das Räderwerk, künstlich geordnet hinter einem Glasfenster, läßt Jedermann die künstfertige Arbeit und die Regelmäßigkeit der Bewegungen erschauen. Oberhalb der Zifferplatten und des Räderwerks herrscht eine zierliche Galerie, in der Länge eines Meeters, woran in der Mitte mehrere Zellen, an beiden Enden ein Thürmchen angebracht sind.

Wann die Stunde schlagen soll, öffnet sich eine der Zellen, der Tod, mit der Sense bewaffnet, tritt heraus und wird von Jesus Christus, mit einer Peitsche in der Hand, verfolgt, in eine andere Zelle getrieben und eingesperrt. Beim ersten Schläge der Stunde, bewegt ein auf der Spitze eines über dem einen Thürmchen aufgezplanten Kreuzes sitzender Hahn die Flügel, und dehnt den Hals aus als wolle er schreien; der Hahnenschrei der Münsteruhr wird aber dort vermist. Ist die Stunde ausgeschlagen, so kehren der Tod und Christus in ihre frühern Zellen zurück und schließen die Thüre hinter sich zu.

Dreimal des Tags, um sechs Uhr Morgens, am Mittag und um sechs Uhr Abends, läßt ein sinnreich ausgeführter Mechanismus das Geläute des Angelus ertönen. Die heilige Jungfrau tritt aus einer Zelle auf die Galerie an einen Betstuhl, von dem andern Thürmchen steigt ein Engel herab, bewegt die Flügel, stellt sich in einer kleinen Entfernung vor die heilige Jungfrau; er verneigt sich vor ihr, als bringe er ihr den hohen Gruß, wovon das Evangelium spricht. Maria erschrickt,

\* Wir haben in unserm Kalender von 1844 die Beschreibung derselben gegeben.

sie zittert und man bemerkt die Bewegung ihres heiligen Schreckens. Dieß geht bei den drei ersten Zeichen des Angelus vor. Der Engel geht wieder in die Höhe, und dieselbe Scene wird an den zwei andern Stunden des englischen Grußes wiederholt.

Alle Räder dieser merkwürdigen Maschine sind von Holz oder Messing, sehr fein ausgearbeitet. Der Erfinder hat alles selber entworfen und ausgeführt. Unter Tags arbeitete er im Felde, zu Nacht, beim matten Scheine einer Lampe, beschäftigte er sich auf dem Speicher mit der Verrichtung seiner Uhr.

### Ehrenrettung der Gänse.

Der anerkannte Hauptverdienst des Gänsegeschlechtes war bisher, weichen Pflaum, gute Schreibfedern, und, zu Straßburg insbesondere, delikate Lebern zu liefern; in Rücksicht aber der Intelligenz, der Anhänglichkeit und Dankbarkeit, stand dieses Geflügel eben in keinem glänzenden Rufe; obwohl die Geschichte der alten Römer dem Geschrei der Gänse die Rettung des Capitols zuschreibt, weil es die schlafenden Wächter im Augenblick aufweckte, wo der Feind nahe daran war, unbemerkt einen Einfall zu vollbringen. Die Thatfache mag wahr seyn; daß aber die Gänse in dieser Absicht und nicht vielmehr aus irgend einer andern Anlassung geschrien, das ist keineswegs bewiesen. Wir wollen hier drei Anekdoten erzählen, die einen sicheren Beweis liefern, daß die Gans kein so dummes Thier ist wie man es dafür hält; ja, daß es an Erkenntlichkeit und treuer Zuneigung selbst mit dem Hunde, diesem so uneigennütigen, kürzlich der Kopfsteuer entgangenen Menschenfreunde, wetteifern kann.

Schon seit sechs Jahren wird der Gemeinderathsdienner von Mödingen (Württemberg), welcher zugleich die Funktionen eines öffentlichen Ausrufers besorgt, auf allen seinen Ausgängen im Dorfe von drei Hausgänsen begleitet. Eine dieser Gänse, ein Männchen, treibt ihre merkwürdige Anhänglichkeit so weit, daß keine andere ihrem Beschützer näher als auf sechs bis acht Schritte kommen dürfte. Der erste Gang des Gansers, sobald er aus dem Stalle entlassen wird, geht schnurstracks zum Rathshaus, an die Wachzimmerthüre, wo der Rathsdienner um diese Zeit sich aufzuhalten pflegt. Dort begehrt er Einlaß durch Anklopfen mit dem Schnabel an der Thüre. Wird ihm dieß gestattet, so geht er freudig auf den Diener zu, drückt sich an ihn, reißt den Hals an ihm empor, bis ihm dieser schmeichelt, wor-

auf er sich zu dessen Füßen legt und so lange ruhig ist bis der Rathsdienier sich entfernt. Hat dieser etwas auszurufen, dann geht der Ganser gravitatisch mit hochgehobenem Hals und großem Geschrei voraus und steht still, wenn der Rathsdienier Halt macht. Er folgt ihm auch in seinen übrigen Amtsgeschäften, begleitet ihn in die Häuser und Zimmer, obgleich er, da er nur einen ganzen Flügel hat, im Heruntergehen gewöhnlich das Gleichgewicht verliert und die Stiege herunterpurzelt. Ist der Diener nicht auf dem Rathhause, so sucht ihn der Hansel, so nennt er ihn, an andern Orten, wo er seinen Herrn öfters gesehen hat, und ruht nicht bis er ihn, manchmal am Wochenmarke mitten im dichtesten Menschengebränge, aufgefunden hat. Welches wird die erste Veranlassung zu dieser Anhänglichkeit gewesen seyn? Man weiß es nicht. Wäre es vielleicht die sehr gute Stimme des Rathsdieniers oder der durchdringende Klang der Schelle?

In einem Edelhofe der Bretagne erkühnte sich einst ein lusterner Fuchs, am hellen Tage, einen Gänsebraten zu holen. Der in der Nähe der Gänsefamilie liegende Haushund, diesen frechen Einbruch gewahrend, eilte dem Räuber nach, zertraufte ihm seinen Pelz, und nöthigte ihn, seine Beute loszulassen, um selbst noch mit ganzen Gliedern davon zu kommen. Da die Gans nur unbedeutend verletzt war, so erholte sie sich bald von ihrem Schreck und begab sich wieder in den Hof zurück. Hier aber, im Gefühle der Dankbarkeit, gesellte sie sich zu ihrem Retter, schmiegte sich schnatternd an seine Seite, begleitete ihn in seinen Stall, in Zimmer und Kammern, und wich nicht bald von ihm, als bis sie eingesperrt oder auf die Weide getrieben wurde. Kam sie von der Weide zurück, so verließ sie augenblicklich ihre Gesellschaft und suchte ihren Freund, den Haushund, auf, um ihn auf seinen Gängen zu begleiten. Diese Freundschaft hatte schon sechs Jahre ungetrübt gedauert, als der Hund über einem Fleischdiebstahl in der Küche ertappt wurde; da wurde über ihn von der erbosten Köchin, wegen dieses höchst mit einigen Peitschenhieben zu bestrafenden Verbrechens, das Todesurtheil gesprochen: dem armen so bewährten Hauswächter band die Furie einen Stein an den Hals und warf ihn in einen Teich, wo er ertrank. Die Gans hatte zugeesehen, verließ acht Tage lang den Damm dieses Teiches nicht mehr, sondern lief schreiend auf demselben umher, suchte ihren Retter und betrauerte ihn, als sie ihn nicht mehr fand, so sehr daß sie nun stets einsam und leutscheu blieb.

Wir könnten noch mehrere ähnliche Anhäng-

lichkeitszüge von den Gansen erzählen, wollen aber nur noch einen hervorheben von einer Gans, welche dadurch die Ehre sich zuzog Regimentsgans zu werden. Vor etwa vierzehn Jahren geschah es daß eine einem Bäcker von Eplingen gehörende Gans, in der Nähe der vom ersten Reiterregiment besetzten Kaserne, durch die unter dem Thore aufgestellte Reiter Schildwache aus großer Noth und Gefahr befreit und geschützt wurde. Diese Begebenheit machte auf die geängstete Gans einen so tiefen Eindruck, daß sie im Gefühle der Dankbarkeit, vielleicht auch in der Hoffnung des künftigen Schutzes, ihrem Retter augenblicklich auf seinen Posten folgte, um sich niemals mehr von ihm zu trennen. Der Schildwache erschien es bald doch etwas despektirlich, in Gesellschaft einer Gans hin und her zu gehen und Wache zu halten, und sie hielt es ihrer militärischen Würde angemessen, das zudringliche Thier zu entfernen. Hiemit war jedoch die dankbare Gans keineswegs einverstanden, vielmehr versuchte sie wiederholt, der Schildwache sich zu nähern; diese aber, um der Eigensinnigen, die sie doch nicht mißhandeln wollte, los zu werden, zog sich in den Hof der Kaserne zurück, und schloß ihr das Thor vor dem Schnabel zu. Das war aber kein hinlängliches Hinderniß für eine resolute Gans: sie flog über das Portal herein, um sich mit triumphirender Miene ihrer geliebten Schildwache wiederum zu Füßen zu legen, oder mit ihr auf und ab zu spazieren. Dieses auffallende Benehmen einer Gans erregte bald die Aufmerksamkeit des ganzen Regiments, und kam auch dem Obristen zu Ohren, welchem die Sache so drollig schien, daß er die Gans vom Bäcker erkaufte, einen kleinen Stall neben der Schildwache für sie erbauen und ihr täglich eine Portion Hafer reichen ließ, den sie jedoch nie aufehrte, da fast sämtliche Soldaten, bei denen sie durch ihr merkwürdiges Betragen sehr beliebt wurde, ihr Kommissbrod mit ihr theilten. Durch diese Fütterung bekam sie einen ganz majestätischen Umfang. — In ihrem Betragen ist sie auch nach ihrem Garnisonswechsel, von Eplingen nach Ludwigsburg und von da nach Ulm ganz consequent geblieben, im Gefühl ihrer Würde als Regimentsgans, hängt sie nicht mehr ausschließlich ihrem Retter an, sondern der jeweiligen Schildwache; dieser ist sie vollkommen ergeben, läuft mit ihr auf und ab, legt sich ihr, wenn sie stille steht, zwischen die Beine, läßt sich von ihr am Halse emporheben und allerlei Kurzweil mit sich treiben, und folgt ihrem Befehle unbedingt. Soldaten anderer Regimenter unterscheidet sie sehr gut, und läßt sie so wenig als

Civilisten das Thor hereinpassiren, wenn sie nicht durch die Schildwache zur Ruhe gewiesen wird: meint sie etwa, sie sey zum Schutze der Schildwache neben ihr aufgestellt?

Vor einigen Jahren mußte wegen eines Bauwesens in der Reiterkaserne eine Schwadron der Mannschaft in einer Infanteriekaserne Ludwigsburgs auf einige Zeit untergebracht werden. Die Gans begleitete diese Abtheilung, gravitatisch wie ein Tambourmajor der Musik vorangehend, an den neuen Bestimmungsort. Dort angelangt, sucht sie sogleich die Schildwache auf. Aber, o Verdruß! diese war ein Infanterist! Da war es der Stabsgant des ersten Kavalerie-Regiments nicht zuzumuthen, den Posten neben einer solchen Schildwache einzunehmen; verächtlich macht sie rechtzum kehrt euch, und eilt ihrem alten Quartiere zu.

Drum sollen hoch leben die Gänse! insbeson- dere die Regimentsgänse!

### Entsefliches Unglück.

(Mit einer Abbildung.)

Ein furchtbares Ereigniß hat sich am 16. April 1850 zu Angers (Maine-und-Loire-Departement) zugetragen, das nahe an zwei hundert Soldaten des 1sten Bataillons vom 11ten leichten Infanterie-Regimente das Leben gekostet hat. Eine hängende Drahtbrücke führt über die Maine nach Angers. Eine Schwadron Husaren war kurz zuvor ohne Unfall darüber geritten, als das unglückliche Bataillon des 11ten Regiments leichter Infanterie ebenfalls sich anschickte, darüber zu gehen. Inzwischen hatte sich ein heftiger Sturm erhoben. Der Regen fiel in Güssen, der Wind gab der Brücke eine schwingende Bewegung, und peitschte die Maine, welche so viele Schlachtopfer verschlingen sollte, in furchtbare Wogen auf.

Das Bataillon betrat die Brücke, in Sektionen abgetheilt, vornher die Sappeurs und die Musik; an der Spitze des Bataillons ritt der Obristleutnant Hr. Simonet. Die Musik und das Trommeln waren eingestellt, ebenso der militärische Gleichschritt, wie es beim Marschiren über eine Hängebrücke vorgeschrieben ist.

Im Augenblick wo die Sappeurs das linke Ufer erreicht hatten, drei Compagnien bereits auf der Brücke sich befanden, und bios eine Compagnie auf dem rechten Ufer noch zurück war, bekam die Brücke etliche heftige Schwankungen, lösete sich von den Pfeilern des rechten Ufers los, und stürzte in die Fluten mit aller darauf befindlichen Mannschaft, dem Obristleutnant und einem Theile der Musikanten.

Wer kann das Jammergeschrei, das Rettungsbestreben der Versunkenen beschreiben, während der zehn bis fünfzehn Minuten die auf den Einsturz folgten! Nein, keine Feder ist im Stande das Gräßliche dieser Verzweiflungsscene zu Papier zu bringen. Die Meisten von unwillkürlichen Bajonnetstichen verwundet, oder im Gemenge erdrückt, gehen unter; Andere versuchen vergebens sich mitten in den Wellen schwimmend zu erhalten; Viele klammern sich an den Trümmern der Brücke. Die Wellen, von der Wuth des Windes aufgewühlt, vereiteln alle Hilfsversuche. Der Fluß wimmelt von Nachen, deren Schiffer, des heftigen Sturms wegen, nicht im Stande sind, ihnen eine nützliche Richtung zu geben, und oft den Schmerz haben, den Unglücklichen, den sie retten wollten, im Augenblicke wo sie ihn erhascht haben, in den Abgrund zu drücken. Man sah ganze Pelotone von Soldaten, auf den noch nicht ganz versunkenen Theilen der Brücke sich haltend, vergeblich nach Hilfe rufen, weil die Nachen nicht schnell genug herbeieilen konnten, und diese Brückentheile unter der beschwerenden Last und dem Stöße der Wellen stets tiefer sanken. Die Unglücklichen wurden so immer mehr verschlungen, bis sie ganz im Abgrund verschwanden. Einige auf der Oberfläche schwimmende Schakos zeigten hie und da an wo der Wassertod seine Opfer gepackt hatte.

Es versteht sich von selbst, daß die ganze Einwohnerschaft von Angers, die Geistlichkeit, die barmherzigen Schwestern, an dem Bestreben zur Hilfe wetteiferten. Mehrere Priester eilten an den Strand, um den Versinkenden und den halbtodt aus den Fluten Bezogenen die Absolution in extremis zu ertheilen.

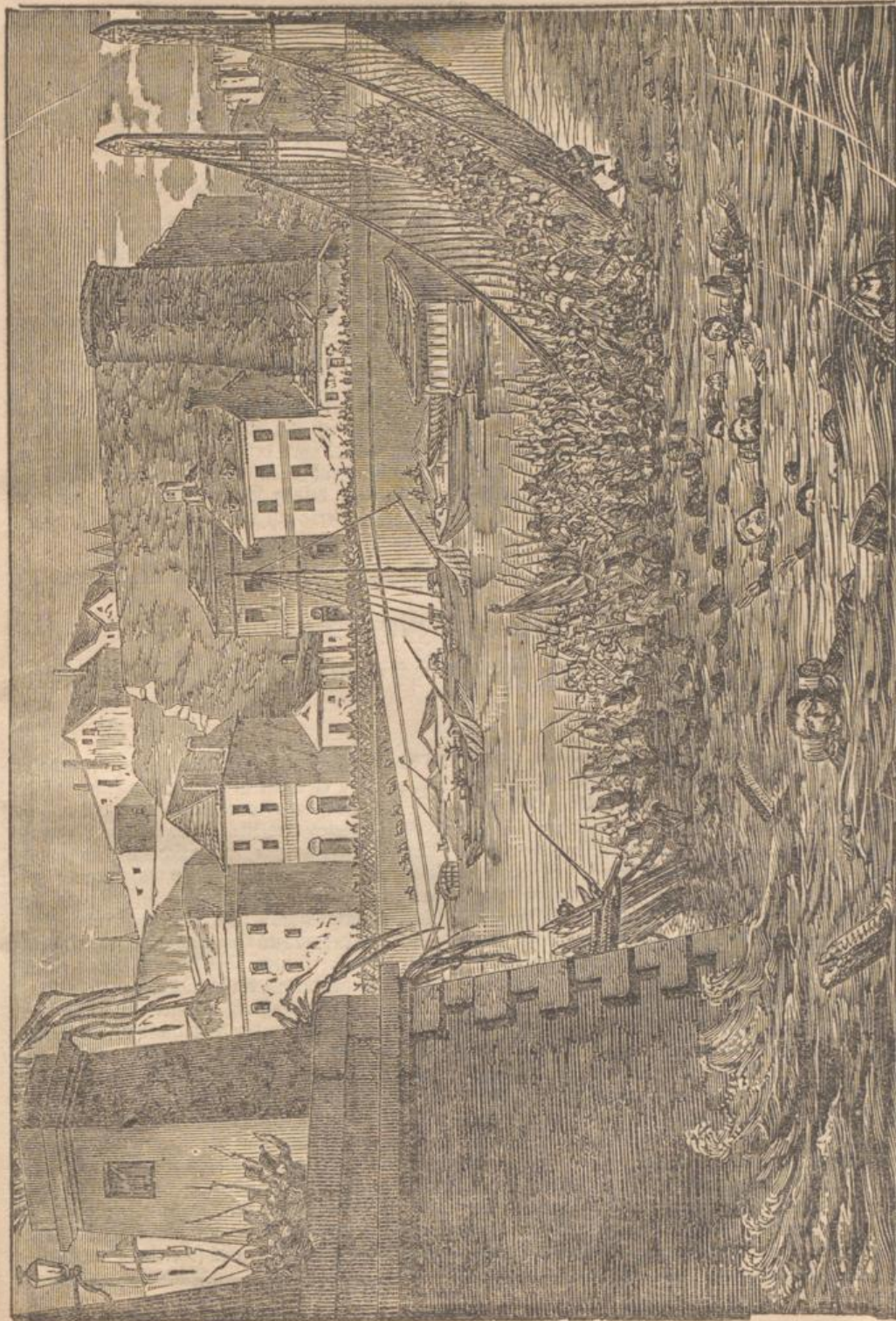
Der so eben erzählten schrecklichen Begebenheit wird es schicklich seyn, die Begräbniß-Feierlichkeit beizufügen, mit welcher die unglücklichen Opfer derselben zur Erde bestattet wurden.

Vor der Freitreppe der Domkirche von Angers war ein mit schwarzen Tüchern behangener und mit dreifarbigem Fahnen verzierter großer Umfang aufgerichtet worden, mit einem Altare.

Um zehn Uhr verkündete das Glockengeläute den Anfang der Trauer-Ceremonie. Sogleich begaben sich die Nationalgarden aller Waffen und vollzählig, die Garnison, die gerichtlichen, die Verwaltungs- und die Municipal-Behörden, Abgeordnete der verschiedenen Handwerks-Zunungen, und andere mehr, nach dem Hospital, wo die Leichname hinterlegt waren. Auf allen Gesichtern drückte sich trauriger Ernst aus.

Nach eif Uhr setzte sich der Zug in Bewegung. Die Geistlichkeit der ganzen Stadt, mit voran-

ungs-  
yrend  
Ein-  
tande  
Pa-  
ichen  
ge er-  
ebens  
erhal-  
n der  
in des  
Fluß  
hefti-  
ihnen  
t den  
retten  
t ha-  
ganze  
ganz  
, ver-  
nicht  
Brü-  
dem  
e Un-  
ngen,  
einige  
eigten  
er ge-  
  
Ein-  
t, die  
n zur  
n den  
tbtodt  
n ex-  
  
enheit  
schkeit  
Opfer  
  
ngers  
r und  
nfang  
  
eläute  
ch bez  
n und  
n, die  
, Ab-  
nnun-  
l, wo  
n Ge-  
  
gung.  
poran-



getragenen Kreuze sangen laut die von der Kirche vorgeschriebenen Begräbnisspsalmen; dann folgten sieben und zwanzig schwarz behangene Leichenwagen, zwischen welchen die Ueberbleibsel der verschiedenen Compagnien des Bataillons, ohne Waffen, deren Züge den tiefen Schmerz über den Verlust ihrer Kameraden ausdrückten, einhergingen, und unter welchen man mit Rührung mehrere Verwundete bemerkte. Auch hatten sich Schwestern des heiligen Vincenz von Paul, welche mehrere dieser Opfer vor ihrem Hinscheiden gepflegt hatten, beigefügt.

In der ganzen Strecke der den Leichenwagen folgenden Militärkolonne ließ sich wechselweise ein langsame und dumpfes Trommelrühren hören.

Der Herr Präfeld, der General, der Flügeladjutant des Präsidenten der Republik, alle Oberbehörden, die Ober- und die Unteroffiziere der Militärschule von Saumur, die Gendarmerie, die Medicinschule und Abgeordnete von allen Schulen und von allen religiösen und civilen Corporationen, die Angestellten der Eisenbahn, dann eine dichte Menge aus allen Ständen, bildeten

einen ungeheuern Leichenzug, ein wahres Zeichen des innigen Weileids der ganzen Stadt.

Um zwölf Uhr begann das Todtenamt; um halb zwei Uhr richtete sich der Leichenzug nach dem Gottesacker.

### Der Belagerungszustand.

In Wien gieng ein Schusterjunge spaziren und hatte eine kleine messingene Kinder-Kanone auf seine Kappe geheset. Jedermann schaute ihm nach und lachte; endlich wird er vom Polizeikommissär gefragt was diese sonderbare Kostarde zu bedeuten habe.

— Ja, wissens Euer Gnaden, antwortete der Junge, das Ding ist so: ich verführe seit einiger Zeit in meinem Kopfe demokratische Wühlereien, und da hab' ich ihn holt in Belagerungszustand gefeset. — Ah! sagte der Kommissär, der sich kaum des Lachens enthalten konnte, wenn die Sache so ist, so hebe deinen Belagerungszustand wieder auf, sonst werde ich deinen unruhigen Kopf in Verwahrung bringen lassen.

## Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten,

seit Julius 1849 bis Julius 1850, nach und nach aufgezeichnet wie sie sich zugetragen haben.

Im Julius 1849 war Rom von der französischen Armee besetzt, welche die weltliche Herrschaft des Papsts wieder hergestellt hatte; Ungarn hatte in seinem Aufstande zur Erlangung seiner Unabhängigkeit gegen Oesterreich so tapfer gekämpft, daß dasselbe den Beistand des Kaisers Nikolaus von Rußland anzusprechen sich gezwungen sah; Preußen hatte die zu Frankfurt so mühsam zu Stande gebrachte neue Verfassung Deutschlands verworfen, und mit Gewalt der Waffen den Aufstand in der bairischen Pfalz und im Großherzogthum Baden gedämpft.

Was seitdem in Rom sich zutrug, übergehen wir, bis Pius IX den Augenblick günstig erachtet haben wird, in die Hauptstadt der christlichen Welt zurückzukehren. Eben so wollen wir von den Angelegenheiten Deutschlands erst dann sprechen, wann es zu irgend einer Entscheidung in seiner verwickelten Lage kommen wird.

Der Aufstand Ungarns war auf seinem höchsten Gipfel. Diese kriegerische Nation hatte nach vielen Wunderthaten der Tapferkeit und Kriegstaktik einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher

bei Comorn erfochten, aber vergeblich, denn bald darauf erlag es unter den Streichen seiner zahlreichen Feinde, die es auf allen Seiten des ungarischen Gebietes angriffen. Der tapfere General Görgey, ganz umringt, ergibt sich auf Gnade und Ungnade, mit seinem ganzen 40,000 Mann starken Heere, dem russischen Obergeneral Paskevitch. Dieser wichtige Abfall läßt die bevorstehende Unterwerfung des ganzen Ungarns vorsehen. Andere ungarische Heerführer, die Vergeblichkeit eines längern Widerstandes einsehend, folgen dem Beispiele Görgey's. Kossuth flüchtet sich nach der Türkei, wohin allein der Zugang ihm noch offen geblieben; Bem, geschlagen und verwundet, und Dembinsky, thun ihrerseits ein Gleiches. Die Festungen öffnen ihre Thore, Comorn und Peterwardein allein halten noch; die Offiziere ihrer Besatzungen, welche aus den Reihen der Oesterreicher ausgetreten sich dem Aufstande angeschlossen haben, wollen sich lieber unter den Trümmern ihrer Wälle begraben, als sich den Kriegsgerichten Oesterreichs ausliefern, um sich als Verräther aufknüpfen zu lassen, wie es so vielen Generalen,